

Der Friedenskämpfer Pfarrer Heinrich Treblin

Sammlung seiner Aufsätze und Thesenreihen aus den Jahren 1965 bis 2003

Herausgegeben von Helmut Schütz, Gießen

16. November 2025

Dieses PDF-Dokument enthält Texte der Homepage <https://bibelwelt.de>,
URL: <https://bibelwelt.de/wp-content/uploads/2025/11/Heinrich-Treblin.pdf>

Pfarrer i. R. Heinrich Treblin erlaubte mir, einige seiner Texte auf meiner Bibelwelt-Internetseite zu veröffentlichen; hier fasse ich sie in Buchform zusammen. Eine der Thesenreihen verfasste er gemeinsam mit seinem Mitstreiter in der Arbeitsgemeinschaft für kirchliches Friedenszeugnis, Dietrich Fischinger; die an letzter Stelle stehende älteste Veröffentlichung aus dem Jahr 1965 wurde von der gesamten Arbeitsgemeinschaft für kirchliches Friedenszeugnis verantwortet.



Heinrich Treblin im Jahr 1992. Die Fotos stellten mir freundlicherweise seine Tochter Renate Ebling und sein Sohn Hans Georg Treblin zur Verfügung.

Inhaltsverzeichnis

Zur Biographie von Heinrich Treblin	2
Jesus – jüdischer Gottessohn (2003)	4
Karl Barth und Albert Schweitzer (2002)	6
Der lange Weg zum Frieden (2002)	10
Die gewaltfreie Gemeinde Jesu (2001)	17
Umkehr zum wahren Leben (1999)	29
Wie „christlich“ ist die Bejahung des Krieges als „ultima ratio“ des Versuchs, Frieden zu stiften? (1999)	34
Jesus – Abbild der Liebe Gottes für Juden und Nichtjuden (1999)	37
Antisemitismus und Holocaust (1999)	42
„Apostolikum heute“ (1999)	44
Jungfrauengeburt – Metapher oder historisches Faktum (1998)	45
Die politische Relevanz von Kreuz und Auferstehung (1998)	47
Draußen vor dem Tor (1985)	
Zum Gedenken an Werner Schmauch (1905-1964)	53
Umkehr zur Proexistenz (1985)	
Die Überwindung des religiösen und politischen Egoismus	58
Politisches Christuszeugnis im Lichte von Römer 12 und 13 (1985)	67
Klassenkampf und Versöhnung (1971)	73
Friedensbekenntnis (1965)	79

Zur Biographie von Heinrich Treblin

Obwohl ich während meiner Zeit als Klinikseelsorger in Alzey in den Jahren 1989 bis 1998 fast zehn Jahre nur wenige Straßen entfernt von Pfarrer i. R. Heinrich Treblin gewohnt habe, habe ich ihn erst im Jahr 1998 im Zusammenhang mit der Veröffentlichung meines Aufsatzes [„Marie, die reine Magd“](#) kennengelernt. Seitdem wurde er mir so etwas wie ein väterlicher Kollege und Freund, dessen Gedanken und Lebenswerk ich sehr schätze. Im gleichen Jahr geboren wie mein Vater, erreichte er im Jahr 2006 das Alter von 95 Jahren. Im Juli 2006 ist er gestorben.

Als junger Pastor gehörte Heinrich Treblin während der Nazizeit zur Bekenntenen Kirche in Breslau und verfasste Hunderte von Rundbriefen, die von Vikaren auf Motorrädern heimlich in der ganzen Provinz verteilt wurden. „Viele von uns landeten im Gefängnis oder im KZ – ich hatte immer Glück. Gegen mich liefen vier Verfahren wegen ‚Heimtücke‘ und ‚staatsfeindlichen Äußerungen‘, die alle aufgrund einer Amnestie eingestellt wurden“, so zitiert ihn Anja Hartmetz in einem Artikel im Lokalteil Alzey der Mainzer Allgemeinen Zeitung am 13. März 1999. An gleicher Stelle äußert er über seine Erfahrungen als Sanitäter im Kessel von Stalingrad und in der russischen Gefangenschaft: „Ich bin gar nicht sehr traurig, dass ich auch die schweren Dinge erlebt habe, denn in den tiefsten Tälern habe ich am meisten gelernt.“



Pfarrer i. R. Heinrich Treblin

In seiner späteren Zeit als Gemeindepfarrer in Alzey 1956-1974 wurde im Evangelischen Abendseminar unter seiner Leitung über zeitgemäße Bibelauslegung diskutiert, aber auch über umstrittene Themen wie die sexuelle Revolution oder die Arbeit von Amnesty International. Er selbst sagt im genannten Zeitungsartikel: „Ich wollte keine Monologpredigten halten, sondern die alte Botschaft mit den Utopien, Ängsten und Erwartungen der modernen Menschen zusammenbringen.“

Als ich ihn im Alter von 87 Jahren kennenlernte, hatte er immer noch nicht aufgehört, sich intensiv mit den Fragen der Zeit und der Bibel auseinanderzusetzen. Vormittags las er theologische Werke, zum Beispiel die Darstellungen von Hans Küng über die Weltreligionen, deren erste beide Teile über die Paradigmen des Christentums und des Judentums ich mir von ihm ausleihen

durfte, oder das Werk von Reinhold Mayer, *Zeit ist's*, das er mir wärmstens ans Herz legte. Und nachmittags informierte er sich in *Publik Forum*, *Stern* und *Spiegel* über das aktuelle Zeitgeschehen. Wie u. a. an den auf dieser Internetseite veröffentlichten Beiträgen erkennbar ist, ist er auch im hohen Alter noch selber schriftstellerisch tätig gewesen.

Lebenslauf von Heinrich Treblin

Geboren 24. 2. 1911 in Schmolz bei Breslau, Schlesien.

Studium der Evangelischen Theologie in Breslau und Tübingen.

Geprägt von Karl Barth, Friedrich Gogarten, Paul Tillich,
Hans-Joachim Iwand und Dietrich Bonhoeffer.

Illegaler Pastor der Bekennenden Kirche in Schlesien ab 1934.

Als Sanitäter im Kriegsdienst 1940-45,
russische Kriegsgefangenschaft bis 1946.

Illegaler Wanderprediger im polnisch gewordenen Schlesien 1946-47.

Nach Ausweisung Pastor in Niesky (DDR) 1947-54.

Wegen Krankheit Wechsel in die BRD:

Pastor in Heppenheim 1954-56,
in Alzey 1956-74.

Mitglied der Kirchlichen Bruderschaften.

Mitarbeit in Martin Niemöllers
„Stimme der Gemeinde“.

Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft
für Kirchliches Friedenszeugnis.

Veröffentlichungen
in der „Stimme der Gemeinde“
(Herausgeber u. a. Martin Niemöller),
der „Jungen Kirche“ und den „Evangelischen Zeitstimmen“.

Seit 1974 Emeritus in Alzey.

Gestorben 22. 7. 2006 in Alzey.



Heinrich Treblin im Jahr 1969

Jesus – jüdischer Gottessohn

Sehr verehrte Frau Lapide! Als früherer evangelischer Pfarrer von Alzey möchte ich Ihnen sagen, dass ich mich über Ihren Besuch in Alzey gefreut habe. Stark sehbehindert konnte ich leider nicht an der Veranstaltung teilnehmen, höre aber, dass Sie viele Herzen für die gute Sache der Ökumene von Juden und Christen gewonnen haben. Ich durfte schon 1963 eine Tafel zur Erinnerung an die zerstörte Synagoge anbringen lassen und dabei je einen jüdischen, katholischen und evangelischen Redner zu Worte kommen lassen, hatte auch in der von mir betreuten Schriftenreihe „Ev. Zeitstimmen“ Schalom Ben Chorin mit einem Beitrag aufgenommen, muss aber zu meiner Beschämung gestehen, dass mir erst jetzt mit 90 Jahren die ganze Tragweite des Dialoges Juden-Christen aufgegangen ist, nachdem ich u. a. Ihres Mannes Schriften sowie R. Mayers, Marquardts u. a. Schriften gelesen habe sowie Ihre Vorträge im Kirchenfunk gehört habe. Ich wollte Ihnen schreiben, hatte aber Ihre Adresse nicht.

So hole ich das jetzt nach. Kurze Visitenkarte: Durch Karl Barth zum Glauben an den lebendigen Gott Abrahams, Israels und Jesu gekommen, von der Nazikirche entlassen, illegaler Pastor der Bekennenden Kirche in Breslau, in der BRD aktiv in der Kirchl. Bruderschaft um Martin Niemöller und in der Friedensbewegung. Da mir der bisherige Versuch der Amtskirchen, Juden und Christen etwas näherzubringen, nicht ausreichte (Rheinische Kirche: Der Bund Gottes gelte auch den Juden), suchte ich mit meinen Freunden weiterzukommen, etwa in folgender Richtung. Könnten wir gemeinsam sagen:

a) Der Gott Abrahams, Moses und Jesu (Jeschuah) hat zuerst Israel „erwählt“, unter den Heidenvölkern sein „Sohn“ und „Licht der Heiden“ zu sein, danach durch Jesus die Völker „eingefropft“ (Paulus-Schaul Röm. 9ff.)?

Wir Heidenchristen bekennen, dass wir schuldig an unseren älteren Geschwistern geworden sind, indem wir uns anmaßten, anstelle Israels (das von Gott „verworfen“ sei) das wahre bessere Gottesvolk zu sein, das nun Israel „enterbt“ habe, so dass es in der Folgezeit zu dem entsetzlichen Antijudaismus der Kirchen samt Verfolgung und Massenmord gekommen sei.

Wir erkennen, dass der gutgemeinte Versuch des Paulus, die Heiden zu Jüngern Jesu zu machen, indem er Begriffe, Würdetitel und Metaphern aus der griechischen Philosophie und dem römischen Kaiserkult (Jungfrauengeburt, Göttersohn, Himmelfahrt) benutzte, um Jesu Bedeutung für die Christen auszudrücken, leider dazu geführt hat, die Heidenchristen zu entjuden und wieder zu Heiden unter christlichem Etikett zu machen, aus dem jüdischen Gottessohn einen Christus Pantokrator zu machen. Könnten wir gemeinsam bekennen, dass der Jude Jesus „Sohn“ Jahwes wie Israel war, nicht ein heidnischer Halbgott oder 2. Person der Trinität? Könnte der Begriff der „Schechina“ weiterhelfen: Gott bzw. Gottes Geist „wohnte“ in Israel und im Juden Jesus? So wäre das „vere homo“ für Jesus wiedergewonnen, den von Gottes Geist

erfüllten Menschen, ohne einen bürgerlich-liberalen Moralisten (Harnack) aus ihm zu machen. Also Abschied von der heidnischen „Christologie“! Schalom Ben Chorin sagt: „Der Jude Jesus eint Juden und Christen, der Christus trennt uns.“ Ich sage lieber: die kirchliche Christologie trennt uns, wir müssen sie überwinden. Dabei hilft uns auch die historisch-kritische Theologie, die zwischen dem Juden Jesus und den Deutungen seiner Botschaft unterscheidet, die mythologischer Denkweise entstammen.

b) Erlösung: Christus habe die Welt noch nicht erlöst, darum sei er nicht der Messias. Wir Christen warten ja auch noch auf die Erlösung der Welt (Röm. 7). Aber wir sagen: an Jesus sehen wir, wie die Welt erlöst werden könnte und einmal wird. Nämlich nicht durch völlige Zerstörung und politische Gewalt, sondern indem wir selber auf Gewalt verzichten und einander lieben, d. h. indem wir Gottes Willen tun. Damit hat Jesus angefangen als Erstling und Anfänger des Glaubens.

c) Wir haben erkannt, dass die Torah nicht das ist, was Luther der römischen Kirche mit ihrer Werkgerechtigkeit und dem Heilsempfang durch fromme Werke vorwirft und leider von daher in den Paulus hineininterpretiert hat (daher die Fehldeutung des AT als Gesetzesreligion des zornigen Gottes in den Kirchen). Die Torah ist Evangelium, Wegweisung des gütigen Gottes, zum Tun des Willens Gottes anleitend. So hat sie Jesus verstanden und befolgt.

d) Nun komme ich zum angeblichen Sühnetod Jesu. Ich fürchte, hier sind Juden wie Christen in die Falle einer alten heidnischen Anschauung gegangen. Die frühe Menschheit meinte, die unheimlichen „zornigen“ Gottheiten durch Opfer beschwichtigen und versöhnen zu müssen. M. E. hat Israel erkannt, dass Gott nicht die Sünden seiner (ihre Freiheit missbrauchenden) Geschöpfe bestraft und vergilt, indem er Menschen- oder andere Opfer verlangt, sondern er vergibt und erträgt, erduldet in unendlicher Liebe, was die Menschen ihm antun. Neben Dt. 6, 4 ist für mich das schönste Credo Ps. 103: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte“. Für mich ist nicht eine vom zornigen Gott geforderte Sühne und ein stellvertretendes Sühnopfer Grund meines Glaubens, sondern die geduldige, unsere Untreue ertragende Liebe Gottes. An dieser Geduld, Vergebung und Leidensbereitschaft hat sich m. E. Jesus am Kreuz orientiert, als gehorsamer Sohn an seinem Ebenbild, dem Vater im Himmel. In diesem Sinne hat er dem mit politischer Gewalt die Welt erlösenden Messiasbild seine Juden und Heiden versöhnende Feindesliebe entgegengesetzt und so Juden und Heiden versöhnt (Eph. 2), ihnen gezeigt, wie sie versöhnt werden können. Wenn wir alle den ersten Schritt aufeinander zu tun in der Nachfolge des Juden Jeschuah als Vortrupp des kommenden Friedensreiches Gottes, der neuen Schöpfung, dann könnte ein Dialog gelingen.

Einen solchen ersten Schritt sehe ich mit Dankbarkeit in Ihrem Tun und wünsche mir, dass wir alle von Ihnen lernten.

Der „älteren Schwester“ Frieden von Gott, unserem Vater! Herzlich Ihr H. Treblin

Karl Barth und Albert Schweitzer

„Es bleiben Glauben, Hoffnung, Liebe: die Liebe aber ist die größte unter ihnen“ (1. Korinther 13). „Ein bisschen Entmythologisierung in Marburg und ein bisschen kirchliche Dogmatik in Basel... Könnte ein so problematischer Theologe wie Albert Schweitzer nicht das bessere Teil erwählt haben und mit ihm die ersten Besten, die da und dort versucht haben, Wunden zu heilen...?“ (Karl Barth).

Mystiker und Ethiker

Wenn man als 90-Jähriger auf die Theologie der hinter uns liegenden Jahrzehnte zurückblickt, an der man ja innerlich stark beteiligt war, so bemerkt man, wie regelmäßig nach einiger Zeit ein Themen- oder Paradigmenwechsel erfolgte. Offenbar spürte die junge Generation in der Theologie der Eltern und Großeltern ein Defizit und führte nun ihrerseits einen Pendelausschlag nach der anderen Richtung herbei.

So suchte Schleiermacher im 19. Jahrhundert in den Zeitgenossen das (vertikale) „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“ zu wecken, setzte nach ihm Ritschl auf eine (horizontale) bürgerliche Berufsethik mitsamt dem Kulturprotestantismus des 19. Jahrhunderts, der dann wiederum von dem Donnerschlag der Theologie Karl Barths (Offenbarung „senkrecht von oben“) getroffen wurde. Barth lehrte uns, den Glauben an den biblischen Gott gegen die Religion der „Deutschen Christen“ festzuhalten und in Barmen zu bekennen.

Aber auch hier blieb die Reaktion nicht aus. Die Generation der 68er warf den Vätern von Barmen vor, über dem innerkirchlichen religiösen Widerstand, (der damals allerdings ein enormes politisches Gewicht hatte!), die ethisch-politische Dimension der christlichen Botschaft übersehen zu haben. Die Bekennende Kirche habe zu wenig politischen Widerstand geleistet. Das versuchte die Theologie nun nachzuholen. In der Diskussion um eine demokratische Gesellschaftsordnung (Ernst Wolf „dominium terrae“) und um die Massenvernichtungswaffen bemühte man sich um „politische Diakonie“ der Kirche. Auch Barth selbst wandte sich jetzt stärker den ethischen Früchten des Glaubens zu.

Im Großen und Ganzen hing die vorrangige dogmatische Beschäftigung mit dem Glauben damit zusammen, dass man im reformatorischen Raum ängstlich darauf bedacht war, die im Kampf mit der römischen „Werkgerechtigkeit“ gewonnene Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben nicht zu vergessen. Jetzt aber galt es, der Entartung des Glaubens und der Hoffnung in eine egoistische Sorge um das persönliche Seelenheil, die vergisst, wozu Gott seine Gemeinde in die Welt gesandt hat, zu wehren. Jürgen Moltmanns großer Entwurf einer Theologie der Hoffnung

wies auf die bisher verdrängte Dimension der Eschatologie hin, die mehr ist als Ver-
tröstung auf ein künftiges Jenseits, nämlich Aufruf zu verantwortlichem politischen
Handeln in der Welt.

Inzwischen hat sich schon wieder eine neue theologische Generation zu Wort ge-
meldet. Manch einer vermisst in dem Aktivismus der Friedensbewegung den „religi-
ösen“ Tiefgang, die Verwurzelung im Glauben. Was die Bibel in dem Doppelgebot
der Gottes- und Nächstenliebe zusammenfasst, an der Liebe Gottes und Jesu sich
orientierende Liebe zum Mitmenschen, auch zum Feind, wird neuerdings wieder
aufgespalten. Im Namen der Religion, des Glaubens, streiten heute „Mystiker“ ge-
gen die „Ethiker“. Unter neuen Bezeichnungen („Spiritualität“, „Mystik“) meldet sich
der Glaube zu Worte und verlangt eine stärkere Verankerung der Ethik in der Bezie-
hung zu Gott.

Agape als Überwindung des Heilsegoismus

Bezeichnend für den Disput zwischen Mystikern und Ethikern war das Streitgespräch
zwischen Margot Käßmann und Gregor Gysi auf dem Frankfurter Kirchentag. Wäh-
rend die Bischöfin engagiert den Standpunkt des (vertikalen) Glaubens vertrat und
argumentierte, rechte Nächstenliebe sei angesichts der sündigen Verfassung der
Menschen nur möglich, wenn sie im Vertrauen zum barmherzigen Gott begründet
sei, so hielt ihr der „Ethiker“ und Sozialist Gysi, der sich als Atheist bekannte, die
Sünden und Versäumnisse der christlichen Kirchen gegenüber den ausgebeuteten
und unterdrückten Arbeitern und Völkern der 3. Welt vor. An einen solchen Gott
könne er nicht glauben.

Ich hätte mir gewünscht, dass beide Seiten die jeweils eigenen Defizite (die Verleug-
nung des solidarischen Eintretens für die Rechte der Arbeiter und den Antijudaismus
als Schuld der Kirchen einerseits, die Entartung des Sozialismus im Stalinismus ande-
rerseits) deutlicher eingestanden hätten und so das relative Recht der jeweils ande-
ren Seite betont hätten. Ich stehe nicht an, Gysi als Verteter der sozialen Gerechtig-
keit einen „anonymen Christen“ zu nennen.

Die tiefere Ursache des Dissenses zwischen Mystikern und Ethikern sehe ich aber in
einem anderen Punkt, nämlich darin, dass beide Seiten die oben zitierte paulinische
Trias, mit der der Apostel ganzheitlich die christliche Existenz zusammenfasst, außer
Acht gelassen haben. Ohne die Agape sind Glaube und Hoffnung nichts wert.

Agape (im Unterschied zum Eros, mit dem sie heutzutage oft verwechselt wird,
wenn man von „Liebe“ spricht), ist nicht egoistischer Genuss des anderen Ge-
schlechts, sondern „Leben für andere“, gegründet in Jesu, des Sohnes und Ebenbil-
des des liebenden Gottes uneingeschränkter Liebe zum Sünder. Glaube als Gottver-
trauen, als „Ruhen in Gott“ (Augustin) bleibt Heilsegoismus, wenn er nicht Gestalt

gewinnt in der Agape; denn dazu hat uns Gott erwählt und uns Glauben geschenkt, dass wir in der Welt Zeugen seiner barmherzigen Liebe und so „Licht der Völker“ werden. Auch Hoffnung auf das eschatologische Reich des Friedens bleibt egoistische Erwartung auf ein Leben in einer besseren Weltordnung ohne Krieg und Hunger, auf Sicherheit, wenn wir nicht bereit sind, den Weg, den uns der Friedensstifter Jesus vorgezeigt hat, selber zu gehen, den Weg der Agape, den Weg der Feindesliebe, des Gewaltverzichts und der Solidarität mit den Armen und Unterdrückten. Es ist der Weg des „Weizenkorns“ (Johannesevangelium, Kapitel 12, 24f.) , das erstirbt, um Frucht zu bringen. „Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren. Wer es aber verliert um meinetwillen, wird es gewinnen“, sagt Jesus.

Als die Massen, die zuvor dem vollmächtigen Propheten und Wundertäter Jesus begeistert nachgefolgt waren, diese Zumutung vernahmen, wandten sie sich von Jesus ab, und auch seine Jünger flohen angesichts des Kreuzesgalgens. Es war gewiss nur ein „Teil“ der damaligen Juden, die Jesu messianischen Ruf zur Umkehr und Abkehr vom bisherigen Sicherheitsdenken und egoistischen Heilsverlangen als Zumutung und als Ärgernis von sich wiesen. Ihnen folgte leider bis heute die Mehrheit der gesetzestreuen Juden. Aber, was schwerer wiegt, die Mehrheit der heidenchristlichen Kirchen, trotz der Mahnung des Paulus, sich nicht ihres Besitzes der Wahrheit (als das bessere Gottesvolk, das die „verstockten“ Juden enterbt habe), zu rühmen (Römerbrief, Kapitel 9 bis 11). Noch Luther war nicht frei von einem heilsegoistischen Pochen auf einen „gnädigen Gott“ und am Festhalten am kollektiven Vertrauen auf das „Schwertamt“ der weltlichen Obrigkeit (trotz der Mahnung Jesu: „Unter euch soll es nicht so sein“ (Matthäusevangelium, Kapitel 20, 25 und Kapitel 26, 52). Lediglich die gewaltfreien Täufer und die späteren Quäker sind auf ihre Weise den Weg der Nachfolge Jesu gegangen.

Es soll nicht geleugnet werden, dass auch in der Geschichte der Christenheit viel Gutes in Befolgung von Matthäus 25 getan worden ist. In der theologischen Reflexion jedoch hat der Glaube über der Agape stets die beherrschende Rolle gespielt. Immerhin ist es erstaunlich, dass ein Theologe wie Karl Barth, ein Lehrer des Glaubens, am Ende seines Lebens jenen oben zitierten Satz sprechen konnte, in dem er fragt, ob Albert Schweitzer (dessen Theologie in Sachen des Glaubens er freilich noch immer für problematisch hielt), gegenüber der Basler Dogmatik und der Marburger Existenztheologie „das bessere Teil erwählt“ haben könnte.

Die Empfindung, es könnte die einseitige Beschäftigung mit dem Glauben zu einer lieblosen Gnosis oder zu einem frommen Heilsegoismus führen, die politische Eschatologie in reiner Betriebsamkeit landen, erfüllt heute viele. Sofern sie nicht im Sog der Spaßkultur nur darüber nachdenken, wie man dem Glücksverlangen der Zeitgenossen entgegenkommen kann, ist es doch nicht zu verkennen, dass in der weltwei-

ten Ökumene Beispiele wie der Dienst einer Mutter Teresa und das Werk des Urwalddoktors Albert Schweitzer besondere Aufmerksamkeit erregen.

Theologisch am klarsten formuliert und praktisch bewährt hat Dietrich Bonhoeffer die Nachfolge Jesu als „Leben für andere“. In dem Maß, wie die traditionellen Großkirchen an Bedeutung verlieren und die Menschen sich glaubwürdigeren Beispielen persönlicher und gesellschaftlicher Lebensgestaltung zuwenden, wandelt sich auch das Gottesbild. Der Glaube an einen „allmächtigen“ Gott, der alles vermag und von dem man auch die Erfüllung aller unserer Wünsche nach Sicherheit und Glück erwartet, weicht dem Glauben an einen Gott, der aus unendlicher Liebe zu seinen undankbaren Kindern es fertig bringt, „ohnmächtig“ zu leiden und selber die Folgen unseres lebenszerstörenden Tuns zu ertragen. An einem solchen Gott orientiert sich dann auch seine Gemeinde. Sie findet ihren Ort nicht im weltbeherrschenden Vatikan, in einer von der Staatsmacht privilegierten geschützten Amtskirche, sondern „draußen vor dem Lager“ an der Seite der Armen, Unterdrückten, Erniedrigten, den Opfern der Gewalt der Mächtigen und wird so selber zum Opfer der Herrschenden. Die Kirche der Zukunft wird zurückkehren zur Nachfolgegemeinde Jesu, der als Jude sich für die Versöhnung der Juden und Heidenvölker dahingab (Epheserbrief, Kapitel 2) und so der Welt den kommenden Gottesfrieden verlobte, oder sie wird mit der Welt zugrunde gehen.

Heinrich Treblin (2002)

Der lange Weg zum Frieden

1. Antisemitismus und Fremdenhass ohne Ende

Bedrohungen jüdischer Mitbürger, Anschläge gegen jüdische Friedhöfe und Synagogen fünfzig Jahre nach dem Holocaust in Deutschland, zunehmender Antisemitismus auch in anderen Ländern, Zuspitzung kriegerischer Auseinandersetzung zwischen Israelis und Moslems in Jerusalem um den Anspruch auf Heimat in „eretz Jisrael“ bzw. Palästina; unheilvoll vermischt mit diesem Judenhass allenthalben zunehmende Feindschaft ethnischer Mehrheiten gegen Minderheiten anderer Nationalität, Rasse, Sprache, Kultur, Religion und umgekehrt.

2. Die zögerliche Reaktion der Kirchen und das Versagen des Humanismus

Erst unter dem Schock des Holocausts haben sich die Kirchen genötigt gesehen, darüber nachzudenken, wieweit sie durch weithin schweigendes Zusehen, aber auch durch eine eigene antijudaistische Tradition mitschuldig an diesen Morden geworden seien. Christen, die unter Hitler erfahren hatten, dass auch ihr Festhalten an der alttestamentlichen Botschaft vom Gott Israels, dem Vater Jesu Christi, ihnen Feindschaft und Verfolgung durch die Nationalsozialisten einbrachte, erkannten mehr und mehr die Unvereinbarkeit der Christusbotschaft mit der Religion nationaler Selbstvergötterung. Zugleich mussten sie erkennen, dass die Ideologie eines aufgeklärten demokratischen Humanismus nicht ausreichte, die antisemitische Grundstimmung des christlichen Bürgertums zu überwinden. Das wurde deutlich, als der Jude Bubis resigniert das Scheitern seiner Bemühung um deutsch-jüdische Verständigung zugeben musste und der Aufruf Martin Walsers, den Hinweis auf den Holocaust endlich aufzugeben, große Zustimmung fand.

3. Die „Enterbung“ Israels durch die heidenchristlichen Kirchen

Schon früh setzte sich (als eine gewiss unvorhersehbare) Folge der Verbreitung des Christentums unter den Heidenvölkern in der heidenchristlichen Gemeinde die These durch, die Gemeinde Jesu, die Kirche, habe das ältere Gottesvolk Israel um ihres Unglaubens willen „enterbt“ und sei nun das wahre und einzige Gottesvolk bzw. Israel. Wohin diese anmaßende Behauptung später, als die christlichen Kirchen den Status einer römischen Staatsreligion und Reichskirche erhielten, geführt hat, ist bekannt: zur gewaltsamen blutigen Verfolgung jüdischer Menschen und Gemeinden bis in die beginnende Neuzeit und zum bürgerlichen Antisemitismus auch noch nach der Emanzipation des Judentums im Deutschen Reich.

Theologisch legitimiert wurde dieser Antisemitismus durch kirchliche Theologen, die die Verfolgung der Juden als verdiente Strafe Gottes für den an Jesus vollzogenen „Gottesmord“ („Sein Blut komme über uns“) bezeichneten, und durch Luthers Gleichsetzung der von ihm mit Recht bekämpften römischen „Werkgerechtigkeit“

mit dem jüdisch-pharisäischen Sichrühmen gegenüber den Heiden (Römerbrief 3), in dem es um einen ganz anderen Tatbestand ging. Paulus, der sich selbst als einen Pharisäer bezeichnete, rief im Römerbrief Juden und Heiden zum Wetteifern um den Glaubensgehorsam, die Nachfolge Jesu, auf und mahnte beide, sich nicht gegenseitig als die besseren Diener Gottes zu rühmen.

In den 60er Jahren bekannten einige evangelische Synoden, dass „Gottes Bund mit Israel auch weiterhin gelte“. In Denkschriften der EKD „Christen und Juden“ wurde diese These erweitert und der kirchliche Antijudaismus als Schuld an den älteren Geschwistern, den Juden, bekannt. Neuerdings riefen einige Synoden auch zur Solidarität mit den angegriffenen jüdischen Mitbürgern auf. Was aber noch aussteht, ist u. E., die enge Verwandtschaft und Schicksalsgemeinschaft der Christen mit den Juden zu erkennen. Davon soll nun die Rede sein.

4. Die Erwählung des Volkes Israel und der „eingefropften“ Heiden

Es greift zu kurz, wenn man versucht, das Problem der Judenfeindschaft nur als eine Frage moderner ökonomischer oder politischer Interessengegensätze zu begreifen und auf demokratische Weise lösen zu wollen. Die Feindschaft gegen die Juden hat ihren Ursprung in der Erwählung des Volkes Israel durch Jahwe, den Gott Israels, von der die hebräische Bibel, das „Alte Testament“, berichtet. Diese nicht um eigener besonderer Vorzüge willen, sondern allein aus Gottes freiem Willen erfolgte Berufung, unter den Völkern „Licht der Heiden“ und Zeuge von der Königsherrschaft Gottes zu sein, d. h. befreit von Götzendienst und Menschenfurcht als Ebenbild der barmherzigen Liebe des Schöpfers zu seinen treulosen Geschöpfen ihm allein zu dienen, war eine Kampfansage an alle Selbstvergötterung und gewaltsame Selbstbehauptung der Völker dieser Welt und hatte zur Folge die Feindschaft der Heidenvölker gegen dieses so ganz andere Volk mit seiner „Gegenreligion“ und Verachtung alles dessen, was jenen heilig war, und als überlebenswichtig und unverzichtbar galt. Erwählung und Feindschaft der Völker gehören für Israel von Anfang an untrennbar zusammen.

Der Gegensatz zwischen dem Leben des Gottesvolkes und der Heidenvölker fand seinen äußerlichen Ausdruck zunächst darin, dass sich die Israeliten als eine Art „Kontrastgesellschaft“ von den anderen Völkern absonderten. Abraham verließ auf Gottes Weisung sein Vaterland in Chaldäa und zog in ein Land, das Gott ihm zeigen wollte. Aber diese partikulare Existenz des Gottesvolkes war bereits ausgerichtet auf die universale Erwählung der ganzen Menschheit: „In die sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde“ (1. Mose 12). Auch Mose wurde von Jahwe berufen, mit seinem in Ägypten geknechteten Volk den Exodus aus Menschenknechtschaft zu wagen, wie wiederum den im babylonischen Exil gefangenen Juden die Befreiung und Heimkehr nach Jerusalem geschenkt wurde, nachdem sie auch in der Fremde ihren

besonderen Gottesdienst und Lebensstil nach der Tora bewahrt hatten – zum Besten der ganzen Stadt. Auch dies brachte den Juden Feindschaft und Verfolgung ein.

Die Bibel verschweigt aber nicht, dass das Volk Israel sich immer wieder gegen das harte Schicksal, von allen gehasst zu werden, aufgelehnt hat und versucht hat, ein Volk „wie die anderen“ zu sein (1. Samuel 8, 20). Gegen diese Versuchung haben die Propheten gepredigt, oft vergeblich, so dass sie die unheilvollen Folgen dieses Versuches, nämlich das schändliche Erliegen Israels unter den stärkeren Weltmächten bis zum Exil nur noch als Gottes Strafe ansehen konnten.

5. Israels Geschichte als Lernprozess vom Heilsegoismus zur Feindesliebe

Was viele Gläubige, die die Bibel pauschal als „Gottes Wort“ verstehen (statt darin Gottes Wort zu finden), oftmals irritiert und auch dazu geführt hat, das Alte Testament pauschal als überholte Botschaft vom „zornigen Gott“ abzuwerten, sind die Stellen, in denen von grausamen Kriegen und Ausrottungen ganzer Bevölkerungen auf Geheiß Gottes die Rede ist (Jesaja 34; 5. Mose 32, 41). Hier gilt es nüchtern zu erkennen, dass das Volk Israel erst in einem langen Lernprozess zur vollen Vorstellung eines barmherzigen, die Seinen zu barmherziger Feindesliebe erziehenden Gottes gelangt ist. Der Stammesgott des Nomaden Abraham ähnelt in vielem den Göttern anderer Stämme. Man erwartete von ihm Schutz und Bewahrung vor Feinden, vor Krankheit bei Mensch und Vieh, Gedeihen der Herde, Sieg über den Feind, und war bereit, dafür der Gottheit auch Opfer darzubringen. Neben diese naive Vorstellung vom Schutzgott trat mit der mosaischen Gesetzgebung die differenziertere Vorstellung von einem prüfend-erziehenden, Gehorsam erwartenden Gott, der nicht vor jedem Unheil bewahrt, sondern selbstverschuldetes Unheil sogar zulässt oder gar schickt. In Erfahrungen des Exils und danach wandeln sich Gottesbild und Heilerwartung, bis man in den Apokalypsen Gottes Heil und Friedensreich (Schalom) schließlich erst in einem endzeitlichen, auch jenseitigen Äon erwartet.

Trotz wiederholten Rückfalls und teilweisen Verharrens in heidnischem Verhalten wuchs aber die Einsicht, dass nur die Abkehr von der Raubtiermoral der gewaltsamen Selbstbehauptung zum Frieden führen könne. Davon kündeten die Visionen eines Micha und beider Jesajas vom neuen Himmel und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt und Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet werden (Micha 4; Jesaja 2 und 65). Freilich: beschränkt ist dieses neue friedliche Verhalten auf das gesetzestreue Volk Israel; die „unreinen“ Gojim, die Heiden (sofern sie sich nicht bekehren und beschneiden lassen), bleiben draußen; mit ihnen gibt es keine Gemeinschaft.

6. Die leidensbereite Feindesliebe Jesu versöhnt Juden und Heiden

Das Neue und über alles bisherige Verhalten von Juden und Heiden Hinausgehende ist darin zu sehen, dass Jesus Feindesliebe nicht nur von anderen fordert oder zuvor

erwartet, sondern als der von Gottes Geist erfüllte „Sohn“ Gottes (Schechina) durch Hingabe seines ganzes Lebens in uneingeschränkter Liebe zu Juden und Heiden selber übt. Als Ebenbild des Gottes, der „seine Sonne scheinen lässt über Gerechte und Ungerechte“, tritt er für die Opfer der in der Gesellschaft herrschenden Gewalt und für alle von der Gesellschaft Ausgegrenzten, die „Unreinen“ und Feinde des eigenen Volkes ein und wird so selbst zum Opfer der Gewalt der Mächtigen. „In Christus Jesus seid ihr, die ihr einst Ferne wart, Nahe geworden durch das Blut Christi. Er ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht hat“ (Epheserbrief 2, 13ff.).

Nach Paulus hat Gott durch Jesus den Heiden, der ein „wilder Zweig“ war, „eingepfropft in den Ölbaum“ Israel (Römerbrief 11, 17) und so die einst Abraham gegebene Verheißung, dass „alle Geschlechter in dir gesegnet werden sollen“, erfüllt. Auch Jesus musste erst solchen Gehorsam gegen Gottes vollen Willen lernen. Auch er meinte zunächst, die kanaänäische Frau abweisen zu müssen, da er nur zu den Kindern seines Volkes gesandt sei (Markusevangelium 2, 26). Und auch Petrus, als er zu dem Heiden Kornelius gesandt ward, musste sich erst von Gott sagen lassen: „Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht unrein“ (Apostelgeschichte 10), ehe er ihn taufte.

Wie allen Propheten vor ihm bis auf Johannes den Täufer ging es Jesus darum, die Menschen zur Umkehr aus heidnischer Selbstbehauptung gegen Gott und den Mitmenschen einzuladen (Markusevangelium 1, 15). „Den Willen Gottes zu tun“, forderte er nicht nur, sondern das tat er selbst so radikal und uneingeschränkt – bis zum Tode am Kreuz. Eben diese unbedingte Liebe beschämte und überzeugte viele, so dass sie in seinem Kreuzestod nicht mehr sein Scheitern, sondern den Sieg über alle Todesfurcht und Lieblosigkeit sahen und fortan ihm als dem lebendigen „auferstandenen“ Herrn nachfolgten, selber durch ihn aus dem Tode der Sünde „auferweckt“ zu einem neuen Leben (Epheserbrief 2, 5; Kolosserbrief 2, 12).

Wie die Propheten vor ihm erfuhr Jesus, dass seine Einladung zur Umkehr bei „einem Teil“ seines Volkes auf taube Ohren und auf Ablehnung stieß. Die Feindschaft, der Gottes Volk seit jeher in der Welt ausgesetzt war, traf nun auch ihn und seine Gemeinde: „Wenn euch die Welt hasst, so wisset, dass sie mich auch gehasst hat“ (Johannesevangelium 15). „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Matthäusevangelium 10). So nennt auch der Hebräerbrief mit aller Deutlichkeit den Ort der Gemeinde Jesu: „Jesus hat gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen!“ (Hebräerbrief 13)

An der Seite der Schwachen, Unterdrückten, Ausgegrenzten in der Gesellschaft sollte auch heute die Gemeinde Jesu zu finden sein, nicht aber in den Palästen der Mächtigen und Privilegierten, die sich gerne der Kirchen bedienen, um ihre eigenen Praktiken bestätigen zu lassen. Die gewaltfreien Täufer und Waldenser, Quäker und

Mennoniten, der lateinamerikanische Bischof Romero, der Urwalddoktor Albert Schweitzer, Mutter Teresa in Indien haben ein solches glaubwürdiges Zeugnis gegeben.

7. Die heidnische Entstellung der Botschaft Jesu

Die Einladung Jesu an seine jüdischen Hörer, umzukehren zu Gott, ihrem wahren König, und seinen Willen uneingeschränkt zu tun, wurde nicht von allen angenommen. Jesu Botschaft ist ihnen zum Teil zu einem „Stein des Anstoßes“ geworden. „Gott hat ihnen einen Geist der Betäubung gegeben, Augen, dass sie nicht sehen, Ohren, dass sie nicht hören“. „Ich bezeuge ihnen, dass sie Eifer für Gott haben, aber ohne Einsicht“. „Doch Gott hat sein Volk nicht verstoßen“. „Er kann sie wieder einpfropfen“ (Römerbrief 9ff.). Der „Teil Israels, dem Verstockung“ widerfahren ist, „bis die Fülle der Heiden zum Heil gelangt ist“, waren nach neueren Forschungen vorwiegend die Sadduzäer, jene Gruppe, die mit den heidnischen Römern kooperierten, während die Pharisäer wohl mit dem Rabbi Jesus nach damals üblicher Weise Streitgespräche um die richtige Auslegung der Tora führten, aber am Tode Jesu nicht schuld waren. Anderslautende Texte in den Evangelien spiegeln offenbar eine spätere Situation wider, als jüdische Rabbiner nach dem Tode Jesu über die junge judenchristliche Gemeinde den Bann aussprachen. Auch Paulus bezeichnet sich ja als Pharisäer und musste für das Recht seiner Missionspredigt unter den Heiden selbst mit den gesetzestreuen Kreisen innerhalb der Jerusalemer Gemeinde Jesu um Petrus und Jakobus hart kämpfen.

Man kann es nur als tragisch bezeichnen, dass aus der durch Jesus und seinen Jünger Paulus bewirkten Überbrückung des Grabens zwischen Juden und Heiden eine viel schlimmere Feindschaft gegen das jüdische Volk erwuchs, als sie Israel schon zuvor zu erdulden hatte, nämlich die Verfolgung der Juden durch die Christen. Indem Paulus „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche“ zu sein bemühte, um beide für seine Botschaft zu gewinnen (1. Korintherbrief 9), konnte es geschehen, dass seine Rede vom „Sohn Gottes“, vom „Kyrios Christus“, von den durch die heidnische Religion und Kaiserverehrung geprägten Menschen nicht mehr im Sinne der hebräischen Bibel und jüdischen Sohnschaft Jahwes verstanden wurde. Jesus, der Gott seinen abba/Vater nannte und durch den in ihm wohnenden Geist Gottes seine Jünger einlud, als Söhne Gottes Gott ihren Vater zu nennen, wurde nun mehr und mehr wie die heidnischen Gottkaiser als ein übernatürliches Wesen, als Gott angerufen, während des Paulus' Botschaft klar und eindeutig sagte: „Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus“ (1. Timotheusbrief 2, 5).

Diese Tendenz zur „Vergottung“ des Juden Jesus setzte sich fort in den Evangelien. Lukas feiert Jesus als den Gottessohn analog den Geburtslegenden der heidnischen Kaiser. Metaphern wie die „jungfräuliche Zeugung Jesu“, die auf den Geist Gottes,

der Jesus erfüllte, hinweisen sollten, haben ihre Parallele im Kaiserkult, wo sie vielleicht auch nur als Metaphern verstanden wurden, im Gegensatz zur heutigen evangelikalischen Deutung als reale biologische Fakten. „Wenn ein Jude beobachtete, wie schnell sich die Botschaft vom Israel-Messias beim Übergang zum Heidenchristentum veränderte, so gereichte ihm das zum Schrecken und zur Trauer“ (Reinhold Mayer). Es ist zur Genüge bekannt, wie die Vergottung Jesu im Laufe der Kirchengeschichte unheilvoll zum „Pantokrator“ der römischen Reichskirche führte. Aus der judenchristlichen Gemeinde Jesu, welche mit ihrem Volk unter der heidnisch-römischen Unterdrückung und Feindschaft litt, wurde eine halb-heidnische „christliche“ Kirche, die selber unter ihren Päpsten und „christlichen“ Herrschern nun Juden blutig verfolgte. Nun geschah genau das, wovor Paulus die Gemeinde der Heidenchristen gewarnt hatte: Sie sollte sich nicht wie die Juden, die sich gegenüber den Heiden ihrer Gotteserkenntnis und ihres Gesetzesbesitzes „rühmten“, selber aber das Gesetz übertraten („Du lehrst andere, lehrst dich aber selber nicht“, Römerbrief 2) als in den Ölbaum „eingepfropfte“ Zweige gegenüber den um ihres Unglaubens willen ausgebrochenen Zweigen „rühmen“. „Sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Gott hat die natürlichen Zweige nicht verschont, so wird er dich auch nicht verschonen (Römerbrief 11, 17ff.). Eben dessen rühmten sich die heidenchristlichen Gemeinden, das bessere, „wahre“ Israel zu sein und das ältere Gottesvolk wegen seine Unglaubens „enterbt“ zu haben. Statt an der Seite des älteren Gottesvolkes der heidnisch gewaltsamen Selbstbehauptung abzusagen und dafür Verfolgung und Feindschaft der Heidenvölker auf sich zu nehmen, üben sie nun selber Gewalt gegen ihre älteren Geschwister.

8. Die vorläufige und die endgültige Überwindung von Juden- und Fremdenhass

Einige Synoden haben unseren jüdischen Mitbürgern bescheinigt, dass der Bund Gottes mit Israel noch gelte. Das steht in Gegensatz zu der bisherigen kirchlichen und theologischen Behauptung, wonach Gott Israel um seines Unglaubens willen verstoßen habe. Hier und da ist auch von einer Mitschuld der Kirche an Auschwitz die Rede, weil man schweigend den Verbrechen zugesehen habe. Eine wirkliche „Buße“, nämlich eine radikale Umkehr und Abkehr der Christengemeinde vom heidnischen Geist der heidnischen Selbstbehauptung und gewaltsamen Selbstsicherung steht aber noch aus. Nach wie vor sanktionieren Kirchen militärische Landesverteidigung, und die synodalen Aussagen von der Weitergeltung des Bundes Gottes mit Israel können leicht als gönnerhaft-herablassende Höflichkeit verstanden werden. Verbale Eingeständnisse christlicher Mitschuld an den an den Juden begangenen Verbrechen dürften, nach dem, was wir Christen den Juden angetan haben, nicht ausreichen, um glaubwürdig erkennen zu lassen, dass wir von dem hohen Ross christlicher Anmaßung, das bessere, wahre Gottesvolk zu sein, schon herabgestiegen sind. Müssten wir Christen den Juden nicht in echter Solidarität vielmehr bewei-

sen, dass wir als ihre in den Ölbaum Gottes „eingepfropften“ jüngeren Geschwister bereit sind, unter den Völkern der Welt auch als anstößige „Kontrastgesellschaft“ zu leben und die daraus erwachsende Feindschaft der Völker gegen Gottes Volk mitzutragen? Müssten wir nicht auf unsere Privilegien verzichten und unseren Ort „draußen vor dem Tor“ des Lagers der etablierten Gesellschaft an der Seite der Ausgegrenzten und Unterprivilegierten aufsuchen?

Müssten wir nicht offen bekennen, dass wir nicht nur die gemeinsame Erwählung mit den Juden, „Licht der Heiden“ zu sein, verleugnet haben, sondern darüber hinaus das Versöhnungswerk Jesu Christi, den Frieden, „der aus beiden eines gemacht hat durch das Opfer seines Leibes“ (Epheserbrief 2!)? Könnten wir beide, Juden und Christen, nicht, statt unsere beiderseitigen Gruppeninteressen zu verteidigen und gegeneinander auszuspielen, Gottes Geist bitten, er möge in beiden etablierten Religionsgemeinschaften durch den Juden Jesus ein neues versöhntes Gottesvolk erwecken, das dann gemeinsam ohne Scheu vor den Mächtigen dieser Welt für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung von Gottes Schöpfung“ einträte?

Judenfeindschaft und Fremdenhass haben die gleiche Wurzel: Der Rückfall der heidenchristlichen Kirchen in heidnische Herrschaft der Starken über die Schwachen und die Abwehr der Fremden folgte aus der Verleugnung des Versöhnungswerks Jesu Christi. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass sich die Friedensbotschaft Jesu auch in den christlichen Kirchen immer wieder Raum geschaffen hat. Wie nach Luther der Christ stets „Gerechter und Sünder zugleich“ ist, so ist auch die Kirche als ganze stets ein „corpus permixtum“, eine halbheidnische, halbchristliche Größe. In der diesseitigen Weltzeit wird es immer nur vorläufige und zeitweilige Zeichen friedlichen Verhaltens geben („Stückwerk“, 1. Korintherbrief 13). Darum hofft die Friedensgemeinde Jesu mit den Juden auf den Tag, da Gott selber sein ewiges Friedensreich aufrichten wird. Dann wird auch „ganz Israel gerettet werden. Denn Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme“ (Römerbrief 11). In dieser Erwartung kann es für uns Christen nur darum gehen, dass ein heidnisch verfremdetes „Christentum“ nicht weiter die wahre Botschaft Jesu verdunkele, nämlich, dass er gekommen ist, Juden und Heiden miteinander zu versöhnen.

Heinrich Treblin, Alzey, Januar 2002

Die gewaltfreie Gemeinde Jesu

Als „Vortrupp der neuen Schöpfung“ und „Kontrastgesellschaft“ ist die Gemeinde Jesu in die Völkerwelt gesandt, um in der Nachfolge Jesu ihr Leben in den Zeugendienst des Heils an den Menschen zu stellen. Untereinander in geschwisterlicher Liebe verbunden gilt ihr Dienst den Opfern aller Gewalt, dazu den an den Rand der Gesellschaft Gedrängten.

Vorwort

Die Arbeitsgemeinschaft für Kirchliches Friedenszeugnis entstand 1961. Anlass war die Remilitarisierung der Bundesrepublik Deutschland. Damals fanden Kriegsgegner aus dem Bereich der Bekennenden Kirche, die sich nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft 1945 in den Kirchlichen Bruderschaften neu zu Wort meldeten, mit den Vertretern der Historischen Friedenskirchen zusammen. Beide Gruppen trafen sich seit 1955 zu den sogenannten Puidoux-Konferenzen zum Gespräch mit den europäischen Kirchen. Die Arbeitsgemeinschaft für Kirchliches Friedenszeugnis (AKF) vereinigte Mitglieder der Historischen Friedenskirchen und der Landeskirchen, um über das jeweils aktuelle Friedenszeugnis zu sprechen und entsprechende Initiativen in Gang zu setzen.

Seither hat die AKF

- ♦ ihre friedentheologische Überzeugung dargelegt und begründet, z. B. in der Mannheimer theologischen Erklärung zum Friedenszeugnis der Kirchen von 1962 und im Heidelberger Friedensbekenntnis von 1965 (vgl. Evang. Zeitstimmen 15/16: Christusbekenntnis – Friedenszeugnis und Evang. Zeitstimmen 40: Von der Volkskirche zur Friedensgemeinde, Herbert Reich Ev. Verlag, Hamburg),
- ♦ durch Tagungen und Gespräche mit Vertretern und Vertreterinnen von Kirchen, Theologie und Gesellschaft das Friedenszeugnis und den Friedensdienst gefördert in der Überzeugung, dass die Feindesliebe Gottes in Jesus die tätige Glaubensteilhabe daran erfordert und sie zum Kennzeichen der Kirche Jesu macht,
- ♦ immer wieder zu den Fragen der Friedensverantwortung der Kirchen und des Ökumenischen Rates der Kirchen Stellung bezogen und ökumenische Versammlungen beratend begleitet (z. B. die Europäischen Ökumenischen Versammlungen in Basel 1989 und in Graz 1997),
- ♦ und hierfür intensive geschichtliche Forschungen über Elemente des Friedens und des Krieges in der Geschichte Israels, der Weltreligionen (z. B. M. Gandhi)

und der Christenheit (besonders unter den mittelalterlichen Waldensern und bei den Historischen Friedenskirchen) unternommen.

- ♦ Mit den nachfolgenden Thesen schließt die Arbeitsgemeinschaft ihre bisherige Arbeit ab. Sie wird künftig im Friedenstheologischen Arbeitskreis von Church & Peace mitarbeiten.

Die vom ÖRK ausgerufene Dekade Zur Überwindung der Gewalt 2001-2010 erfordert eine breite Verankerung in den verschiedenen christlichen Basisgruppen, insbesondere aus dem Bereich der Historischen Friedenskirchen, die sich für eine gewaltfreie Konfliktlösung und eine aktive Gewaltprävention in Krisenregionen einsetzen und entsprechende Erfahrungen einbringen können. Ihre Stimmen haben in der Vorphase der Dekade bisher leider noch wenig Gehör gefunden.

Deshalb wurde am 8. April 2000 bei der Mitgliederversammlung in Ingolstadt der Friedenstheologische Arbeitskreis von Church & Peace gegründet, in den Church & Peace seine bisherige friedentheologische Arbeit und die Erfahrungen friedenskirchlicher Existenz einzubringen gedenkt.

I. Die gewaltsame Lebenssicherung der Gesellschaft

Die menschliche Gesellschaft der Völker, Religionen und Weltanschauungen auf Erden sucht ihr Leben gegenüber anderen durch den Einsatz physischer, wirtschaftlicher, finanzieller, umweltzerstörender, psychischer und religiöser Gewalt zu behaupten und zu sichern. So wurde Gewalt zur Hauptursache des Unheils in der Gesellschaft und entlädt sich am furchtbarsten in den Kriegen, Revolutionen und im Terrorismus. Stärkere suchen Schwächeren ihren Willen aufzunötigen. Feinde werden notfalls beseitigt. Es gibt Täter und Opfer der Gewalt. In diesem Kampf fast aller gegen fast alle fällt die Herrschaft einmal den einen, ein anderes Mal den anderen zu. Wie beim sogenannten „kalten“ oder „heißen“ Krieg zwischen Völkern prägt eine „Hackordnung“ auch das Zusammenleben der gesellschaftlichen Schichten und Gruppen. Im Wechsel der Generationen bilden sich zwischen diesen jeweils neue Herrschaftsstrukturen und Rangordnungen heraus, die von Diktatur, Monarchie, Oligarchie und verschiedenen Formen der Demokratie bis zur Anarchie reichen.

Derzeit wird von allen mächtigen Wirtschaftsregionen der Erde, aus militär- und machtpolitischen Gründen, weltweit eine alle entwurzelnde Destabilisierung des Ökosystems (Atommüll, die Biosphäre zerstörende Emissionen), der Landwirtschaft (Urwalderraubbau, Zerstörung der Humusschicht, Saatgutmonopolisierung), des Finanzsystems (Börsen- und Währungsspekulationen zu Lasten der Arbeitenden) und der regionalen sozialen und kulturellen Lebensordnungen (Arbeitslosigkeit, Verelendung) der Menschheit aufgenötigt durch die herkömmliche zentralistische Energiewirtschaft und durch die am arbeitsfreien Kapitalgewinn orientierte globalisierte „freie“ Marktwirtschaft. Dieser Prozess treibt nicht nur der drohenden Klimakata-

strophe, Hungersnöten und Flüchtlingsströmen zu, sondern auch globalen Kriegen um die abnehmenden bisherigen Energiereserven. Die bisher siegreiche zentralistische „freie“ Geldmarktherrschaft wehrt sich gegen das Wachstum einer friedensfördernden, dezentralen, ökologisch und sozial nachhaltigen, viel preiswerteren Sonnen-Energiewirtschaft. Sie versucht derzeit, die Menschheit in ihren Untergang mit hineinzuziehen.

II. Der von Gewalt befreiende, gottebenbildliche Mensch Jesus

Inmitten der heillos gewalttätigen Menschheit hat der unsichtbare Gott immer wieder Menschen zu Zeugen und Zeuginnen gewaltfreier Feindesliebe nach seinem Ebenbild berufen. Ganzheitlich und ein für allemal hat Gott sein Heil allen Menschen in der Existenz und Wirksamkeit des in Israel erwarteten Friedensstifters und Heilerschließers (Christus) Jesus zugänglich gemacht:

- ♦ Durch Jesus bietet Gott allen Menschen seine vergebende, gewaltfrei friedensstiftende Feindesliebe an. Sie überwindet die heillos-gewalttätige Selbstsicherung der Menschheit, auch und gerade wenn sie deren Gewalt bis zum Tod erleidet. Sie kann nur in ganzem Vertrauen und in offener Umkehr von den – Gewalttat samt Notwehr rechtfertigenden – Menschengesetzen gesellschaftlicher, religiöser und politischer Art ergriffen werden. Diese Feindesliebe Jesu ist nur als Sendung und aktive Herausforderung der Menschheit zu einer gottebenbildlich-freien Existenz ungeschützter Offenheit recht verstanden. Als Bejahung einer nur passiven Opferrolle wäre Jesu Feindesliebe heillos und menschenunterwürfig mißverstanden.
- ♦ Indem Jesus Gottes Feindesliebe zu uns gewalttätigen Menschen bis zum Tod bewährt, deckt er auf, daß wir aus kreatürlicher eigener Willenskraft unfähig sind, Gottes weltüberwindende Feindesliebe zu bekennen und zu bewähren wie Jesus. Dazu benötigen wir die gewisse Gegenwart des Geistes Gottes.
- ♦ Durch Jesus erschließt Gott uns Menschen die Gegenwart des von Schuld und Angst befreienden ewigen Lebens Gottes, indem er sich nach seinem Tod seinen schuldig gewordenen Nachfolgern als aus dem Grab Auferstandener zu erkennen gibt, ihnen den Geist ewigen Lebens zuspricht und sie – all ihr Versagen vergebend und sie zu ganzer Liebe ausrüstend – als Täter und Boten der Feindesliebe Gottes in die heillos-gewalttätige Völkerwelt sendet.
- ♦ Am Ende werden wir vom Menschensohn Jesus nach dem Tun der barmherzig rettenden Feindesliebe gefragt. In unserem Tun geschieht der Glaube. Wer weiter Gewalt übt, besteht nicht vor Gott (Matthäusevangelium 5; 7, 1-5.12-14.21-27; 16, 27; 26, 63f; 28, 18-20; Römerbrief 14, 7-12.17f; 2. Korintherbrief 5, 10.14-15.21; Galaterbrief 5, 6; Jakobusbrief 2, 5-17).

III. Die gewaltfreie, dienende Heilsgemeinde Jesu, Fremdling unter den Völkern

Als „Vortrupp der neuen Schöpfung“ und „Kontrastgesellschaft“ weiß sich die Gemeinde Jesu, durch Gottes Wort und Geist vom Zwang zu Selbstbehauptung und Selbstsicherung befreit, in die Völkerwelt gesandt, um in der Nachfolge Jesu ihr Leben ganz in den Zeugendienst des Heils an den Menschen zu stellen.

Untereinander in geschwisterlicher Liebe verbunden (Johannesevangelium 13) gilt ihr Dienst vorrangig den Opfern aller Gewalt, sei es der politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen, finanziellen, physischen, psychischen oder religiösen Gewalt, dazu den an den Rand der Gesellschaft Gedrängten. Sie widersteht dem Unheil und der Gewalttat und zeigt Wege und Schritte der Umkehr in Offenheit und Menschenwürde.

Deshalb wird sie von den maßgeblich Mächtigen in der Gesellschaft immer wieder als Ärgernis und als „Fremdling“ empfunden, zuweilen auch als Hauptfeind und „Sündenbock“ verfolgt und selbst in die Verborgenheit gedrängt. Weil sie weiß, dass Jesus für sie diesen Weg vorausgegangen ist, erträgt sie, gestärkt durch die Kraft Gottes, geduldig und furchtlos Verfolgung und Gewalt in der gewissen Zuversicht, dass gewaltfreie Feindesliebe in der Gemeinschaft des am Kreuz hingerichteten „Lammes Gottes“ am Ende den Geist der Gewalt besiegen wird.

Zwei Merkmale prägen die Verfassung der Gemeinde Jesu, deren Preisgabe den Rückfall in die sich selbst sichernde Gewaltherrschaft zur Folge hat und deren Wesensgehalt darum unaufgebbar bleibt:

- ♦ Jesus hat mit seiner eigenen Wassertaufe die Heilsgemeinde in der Wüste gegründet, woran teilzuhaben die Menschen ihre sie schützenden Häuser, Dörfer und ummauerten Städte verlassen müssen und teilhaben an der Schutzlosigkeit aller aus dem „Lager“ der sich selbst mit Gewalt sichernden Gesellschaft Verstoßenen oder Flüchtenden (Matthäusevangelium 3, 1.3-6.11.13; Johannesevangelium 1, 38-39; Lukasevangelium 9, 58). Damit hat Jesus den Zeugendienst der Feindesliebe an den außerhalb des Schutzes des „Lagers“ der Gesellschaft Lebenden als vorrangigen Wirkungsort seiner Gemeinde gekennzeichnet. Alle in das gesellschaftliche Erwerbs- und Familienleben zurückkehrenden Glieder seiner Heilsgemeinde behalten dadurch ihre vorrangige Verantwortung für den Zeugendienst an den Menschen „draußen vor der Tür“ (Lukasevangelium 16, 20) und ermöglichen deren Dienst in fürsorglicher Solidarität. Als „wanderndes Gottesvolk“ sollen sie stets gewärtig bleiben, dass sie um ihrer gewaltfrei heilsamen Feindesliebe willen wie Jesus selbst dahin verfolgt und vertrieben werden können (Matthäusevangelium 15, 21.24; Johannesevangelium 11, 54.57; Apostelgeschichte 4, 1-4; Hebräerbrief 11, 13.26-27.37-38; 13, 11-14; vgl. 2. Mose 33, 7).

- ♦ Jesus hat seinen – mit dem Zeugnis des Evangeliums – örtliche Gemeinden gründenden Boten (den Aposteln und deren Nachfolgern und Nachfolgerinnen) seine eigene wohnsitzfreie und besitzfreie Wanderpredigt-Existenz in ihrer Ungesicherheit verordnet, damit sie ärmer und schutzloser als die Ärmsten und Schutzlosesten der Gesellschaft ihren Zeugendienst an den Elendesten unter den Menschen nicht versäumen, denen zuerst die Feindesliebe Gottes gilt (Matthäusevangelium 21, 31-32). Die durch ihren Zeugendienst Gewonnenen sollen den Wanderboten den täglichen Lebensunterhalt gewähren, solange ihr Dienst der Seelsorge des Evangeliums währt, ehe sie weiterziehen (Matthäusevangelium 10, 1-5; Markusevangelium 1, 35-39; Lukasevangelium 5, 1-11; 10, 38-42; 18, 28-34). Die „Leitung der Gemeinde des armen Wanderpredigers Jesus bleibt ein für allemal von ihm den arm nachfolgenden Wanderpredigern anvertraut. Örtliche Gemeindeämter dürfen sich zu keiner Zeit als „Ortsbischöfe“ kirchenleitende Funktionen anmaßen. Denn damit wäre die Perversion des geschwisterlichen Zeugendienstes in unheilvolle Machtausübung beschritten, vor der Jesus alle gewarnt hat (Lukasevangelium 12, 41-48; Matthäusevangelium 20, 25-28; 21, 33-34; vgl. 3. Johannesbrief 9-10 und 1. Cl. 57 mit 1. Korintherbrief 3 und 13; 2. Korintherbrief 6 und 10-12; Galaterbrief 4, 19-20).

IV. Diesseitige Erfüllung des Menschseins und aller Religion

Die von Jesus realisierte Feindesliebe bis zum Tod ist als diesseitige Erfüllung des Gesetzes (Römerbrief 5, 6.8.10; 13, 10; Matthäusevangelium 7, 12; Jakobusbrief 1, 25) zugleich die Erfüllung des Menschseins, aller menschlichen Gemeinschaft und alles dessen, was menschliche Religion für das irdische Leben und Sterben jemals ersehnt, erhofft, erbetet hat und verheißen konnte. Insoweit ist die der Gemeinde Jesu zu Realisation anvertraute Heilsgegenwart auch die diesseitige Erfüllung aller Religion. Denn in dieser Realisation des Heils liegt das Erreichen des Ziels, der Vollendung der Schöpfung, mit eingeschlossen (Matthäusevangelium 24, 35; 16, 17-19; Johannesevangelium 5, 24; 11, 25-26; 1. Johannesbrief 4, 14). In dieser Heilsgegenwart können alle Menschen ihre innere Wiedergeburt und Aufrichtung zu wahrer, gottebenbildlicher Menschenwürde und zu geschwisterlich-solidarischer Gemeinschaft finden.

Die Verwirklichung im je eigenen Verhalten bleibt hierbei hinter der geglaubten Heilsgegenwart zurück,

- ♦ weil jeder Mensch mit der Freiheit und Vollmacht zur Realisation der Liebe zugleich auch die Freiheit zur Verweigerung der Nachfolge Jesu und zum Verbleiben in der Selbstliebe und Gewaltbereitschaft empfängt;

- ♦ weil mit dem Wachsen des Heils beim Durchdringen der Menschheit auch ein ebensolches Wachsen des Unheils verbunden ist (Matthäusevangelium 5, 45; 13, 24-30.33; Offenbarung 22, 11);
- ♦ weil das Lernen und Einüben gewaltüberwindender Liebe bei jedem Einzelnen wie in jeder Gemeinschaft zeitlebens mit Rückschlägen verbunden ist und jede neue Generation von Geburt bis zum Tod mit diesem Lernen, Einüben und Bewähren stets von Neuem beginnen muß.

Zum Dienst der Gemeinde Jesu gehört, die allen Menschen angebotene Heilsgegenwart auch den Gliedern der anderen Weltreligionen, Weltanschauungen und religiösen Gruppen nahezubringen und hierbei im Gewissen zu verankern, dass auch religiöse Gewaltanwendung gegen die Menschenwürde verstößt.

Dazu gehören ferner gemeinsame Bemühungen im Einüben gewaltüberwindenden Liebesverhaltens. Es gilt für alle Kirchen und Religionen, die bestehende Herrschaft der Gewalt aufzudecken und zu überwinden und dabei mit jeweils dazu hilfreichen Überlieferungen beizustehen. Insoweit ist alles heilsegoistische Behaupten der eigenen Frömmigkeit und Tradition selbst ein Teil des Unheils und daher abzulegen.

Leider haben wir Menschen die Religion zum Machtgewinn über andere missbraucht, zu ihrer Unterwerfung, Ausbeutung, sexueller Entwürdigung, Vereinnahmung von Geburt an, Entrechtung der Frauen, Bestrafung bis hin zur Folter und öffentlicher Verbrennung, Ängstigungen über den Tod hinaus bis ins „Fegfeuer“, in Wiederverkörperungen als Tiere oder in aufauhörlich-ewiger Höllenqual, ja missbraucht auch zu „Glaubenskriegen“ und zur Ausrottung anderer Rassen, Klassen, Weltanschauungen und Religionen. Hierfür wurden hierarchische Ämterstrukturen, Kasten, Religionsgesetze, Eide, Lehrindoktrinationen mit dem Anspruch auf unfehlbare Richtigkeit eingerichtet, auch immer wieder die weltlichen politischen Machthaber durch Androhung des Bannes erpresst. Besonders verwerflich ist das, wenn von Jesus zur Nachfolge verpflichtete Kirchen dessen Namen dazu missbrauchen und die Einheit der Kirche gewaltsam erzwingen.

V. Die Ambivalenz staatlicher Gewalt

Der Gemeinde Jesu ist es verwehrt, eine Dienstverpflichtung einzugehen, in welcher Menschen zu verurteilen und zu töten sind. Denn Gott hat in Jesus alle Menschen von ihrer Schuld an ihm und seinen geringsten Ebenbildern überführt und davon freigesprochen (Matthäusevangelium 5, 21-26.33-37.38-42.43-48; 28, 20). Mit ihrem Eintritt in die Heilsgegenwart stehen alle zum gottebenbildlichen Leben Befreiten in der alternativ ganz anderen Aufgabe, Menschen vom Zwang zu Unheil und Gewalttat durch ihren Liebesdienst zu befreien.

Jesus hat aber eine heidnische Rechtsordnung, sofern sie Schwache und Minderheiten gegen gewalttätige Übergriffe Überlegener schützt, respektiert und sich nirgends dagegen aufgelehnt. Seine Nachfolger und Nachfolgerinnen wies er durch Wort und Beispiel an, auch gerade Zolleintreibern, Polizisten und Soldaten der römischen Besatzungsmacht den Liebesdienst der Heilsgegenwart zu erweisen, selbst wenn ihnen das im damaligen Judäa und Galiläa den Vorwurf des Vaterlandsverrates und der Freundschaft mit Gottlosen eintrug (Matthäusevangelium 5, 41; 11, 19; 22, 17-21; vgl. Johannesevangelium 18, 19-24.33-38; 19, 7-11). Das besagt, daß die weltliche Rechtsordnung und durch sie Verpflichtete der Gemeinde Jesu bei der Aufgabe, Unheil und Gewalttat in der menschlichen Gesellschaft zu überwinden, insoweit zuhilfekommen können, dass sie Terror und Gewaltmissbrauch auch gewaltsam beenden.

Jesus hat also nüchtern damit gerechnet, dass heidnische Rechtsordnungen gewaltsam für eine gewisse politische Ordnung sorgen. Er verwehrte auch seinen Jüngern nicht, Steuern zu zahlen. So hat auch Paulus seine Gemeinde ermahnt, sich nicht gewaltsam gegen die Obrigkeit aufzulehnen, wie es die Zeloten taten (Römerbrief 13). Dass „die Herren dieser Welt über die Völker herrschen und die Mächtigen ihnen Gewalt antun“, sah Jesus als Merkmal der gefallenen Welt an und sagte ausdrücklich: „Unter euch soll es nicht so sein“ (Matthäusevangelium 20, 25). Wenn spätere Volkskirchen tötende Gewalt im Dienste eines angeblichen „Schwert-Amtes“ der weltlichen Obrigkeit als „christliches Gottesgebot“ sanktionierten, haben sie damit die Botschaft Jesu und den Bund der Feindesliebe Gottes verleugnet.

VI. Begrenzte Kooperation mit staatlichen und gesellschaftlichen Instanzen

Auch die gewaltgläubige Gesellschaft muss zuweilen einsehen, dass uneingeschränkte Gewaltausübung zur Selbstzerstörung der Menschheit führt. Darum sieht sie sich schon aus Selbsterhaltung genötigt, den Kampf aller gegen alle durch Regelungen, „Rechtsordnungen“ und Verträge einzudämmen. Das ermöglicht der Gemeinde Jesu, an Maßnahmen, Ordnungen, Gesetzen und Initiativen mitzuarbeiten, die dem friedlichen Zusammenleben der Bürger und Fremden, der Völker und Religionen dienen. Hierbei sind kleine Schritte von Bestand hilfreicher als Überforderungen, die zu neuem Unfrieden führen. Die inneren Motive der Gemeinde Jesu (zum Heil und zur Menschenwürde dienende Liebe) unterscheiden sich hierbei von denen der Gesellschaft (Sicherung des zeitlichen Wohlstandes) wesentlich. Die Gemeinde Jesu darf deshalb keinesfalls versäumen, offen zu bezeugen, welcher Geist sie zur Mitarbeit am Wohl der Allgemeinheit motiviert.

Diese Kooperation findet ihre Grenze dort, wo Maßnahmen, Ordnungen, Gesetze oder Initiativen zu Unfrieden stiftendem Unrecht führen, besonders gegenüber Schwachen, Benachteiligten und Randgruppen der Gesellschaft. Hier werden die

Nachfolger und Nachfolgerinnen Jesu auf solche Folgen warnend hinweisen und bei anhaltender Nichtachtung ihre Mitarbeit begründet beenden. Wo die Gemeinde Jesu in der Gesellschaft offen und versteckt unlautere, illusionäre oder gewalttätige Bestrebungen am Werk sieht, wird sie diese aufdecken, durch Verweigerung der Mitarbeit Widerstand leisten und für die vom Unrecht Betroffenen eintreten. Jeder Nachfolger und jede Nachfolgerin Jesu ist hierbei zuerst seinem bzw. ihrem von Gottes Wort erleuchteten Gewissen verantwortlich (2. Korintherbrief 6, 14-18).

Ihre Vertrauensbindung an das Heilsgesetz Gottes und an seine angst- und gewaltüberwindende Feindesliebe verwehrt es der Gemeinde Jesu, das – die Gewalttat nur unterdrückende – menschliche Notrecht als „Naturrecht“ oder göttliches Recht zu glorifizieren. Dabei wird sie nicht ausschließen, dass Gottes Geist beim Zustandekommen weltlicher und vorläufiger Rechtsordnungen mitgewirkt hat.

VII. Die Gemeinde Jesu und die Volkskirchen

Die Ortsgemeinden haben durch ihre „Bischöfe“ gegen Jesu Weisung den irdisch ungesicherten, armen Wanderboten die Kirchenleitung geraubt (vgl. Teil III), danach durch Anmaßung einer autoritativen Lehramts-Mittlerrolle die freien Nachfolger Jesu entmündigt und sich selbst unterworfen (vgl. Teil IV), zuletzt aber diese religiöse „Machtergreifung“ staatlich gesichert, indem sie vom römischen Kaiser, der die Christenverfolgung beendete, – den Schutz ihres allgegenwärtigen Herrn verleugnend und verlassend – den tötenden Waffenschutz für sich beehrten und deshalb – gegen Jesu Heilsgebot – den Christen die Wehrdienstverweigerung bei Verlust ihres Heiles und ihrer Seligkeit verboten („Konstantinische Wende“ auf der Synode von Arles 314 n. Chr. gemäß Papst Silvester I.). Mit staatlicher Duldung und Schutz noch nicht zufrieden, nötigten die Bischöfe Kaiser Theodosius, dieses der Jesus-Nachfolge entfremdete „Christentum“ zur Staatsreligion zu machen und andere Religionen zu verbieten, ja zu verfolgen. Noch heute beherrscht auch in Deutschland ein staatskirchliches „Christentum“ das Denken und Handeln vieler in fast allen Kirchen. Es ist das der tiefgreifendste, nachhaltigste und langdauerndste Abfall von der Nachfolge-Gemeinde Jesu. Nur die Umkehrbewegungen der Waldenser im Mittelalter, der tschechischen Brüder, der Täufer, der Hutterischen Brüder, der Mennoniten zur Reformationszeit und der „Historischen Friedenskirchen“ samt dem Internationalen Versöhnungsbund in der Neuzeit haben die Weltchristenheit nachhaltig, wenngleich weithin erfolglos, daran erinnert, wodurch Jesus „als Licht in der Finsternis leuchtet“ (Johannesevangelium 1, 5).

Es ist ein Abfall von der durch Jesus gestifteten und ins sterbliche Leben eingebrachten Heilsgegenwart (Gemeinde Jesu als weitergeführte Inkarnation des Heilsgeistes), wenn als Kennzeichen der Kirche nur die „rechte Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung“ (Confessio Augustana VII) angegeben werden, als wäre die Kirche

eine weltweite Heilsversorgungsanstalt, die automatisch Früchte des Heilsgeistes bringt, statt ihre Worte und Taten am Heilswort und Heilshandeln Jesu auszurichten und sich zu prüfen, wieweit sie verantwortlich ist für die Heillosigkeiten, die von der Kirche Christi im Namen Jesu geschehen sind, und dafür, dass der Name Jesu Christi beim ersten Gottesvolk Israel Entsetzen auslöst und bei den Völkern und Religionen der Menschheit gelästert wird. Vielmehr erfordert der in Jesus erfüllte Heilsbund Gottes als Kennzeichen der Gemeinde Jesu (*notae ecclesiae*) die beiden zusätzlichen Kennzeichen:

- ♦ für die aus der Gesellschaft Verstoßenen zuerst da und unterwegs zu sein und deshalb als wanderndes Gottesvolk außerhalb gesellschaftlicher Sicherung zu leben;
- ♦ allezeit selbst umzukehren in die dienende Feindesliebe Jesu und in ihr Tat- und Leidenszeugnis. Hat der johanneische Jesus nicht (Johannesevangelium 13, 35-36) selber benannt, was er als das eigentliche Kennzeichen seiner Gemeinde ansah: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe. Daran wird jeder erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt“?

Anders mißbraucht eine Kirche den Namen Jesu, um unter dem Schein des Heils um so unverhüllter Götzendienst zu treiben (mit Neu-Sakralisierung, Wallfahrten, Amtsträgern, Massenversammlungen, Heiligen Orten, Sinnzeichen wie Hostien und Kruzifixe) und sich gleichzeitig nach innen und außen mit Gewalt selbst zu sichern. Die weltweite „Christenheit“ gebraucht weithin die vom Menschensohn Jesus für uns gelebte Feindesliebe Gottes noch immer nicht als Maßstab für unsere Umkehr.

Um die Volkskirchen wieder auf den Weg der Gemeinde Jesu zu führen, bedarf es heute einiger weiterer Klarstellungen:

- ♦ Die lutherische Aussage „gerecht und Sünder zugleich“ benennt insofern zutreffend die Wirklichkeit der Nachfolgegemeinde Jesu wie jedes einzelnen Nachfolgers im Dienst der Feindesliebe, als der Riss zwischen Heilsgemeinde und heillosen Welt mitten durch jeden Nachfolger und jede Nachfolgerin Jesu wie mitten durch alle Kirchen hindurchgeht. Der Weg in die Heilsgegenwart Jesu geschieht immer neu jetzt durch das Bekenntnis der Schuld des Versagens und durch die Umkehr zu den Früchten des Vertrauens als verzeihend befreiende Feindesliebe. Luthers „*simul peccator et justus*“ wurde und wird aber leider allzuoft dazu missbraucht, den Rückfall in heillos-sündiges Verhalten als unvermeidlich zu entschuldigen und „christliche“ Gewaltanwendung öffentlich und vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen. Das ist künftig eindeutig und öffentlich als Abfall von der Heilsgegenwart und als Verführung zu Gewalt zu brandmarken.

- ♦ Die lutherische Unterscheidung zwischen „Christperson“ und „Amtsperson“ bei jedem Nachfolger und jeder Nachfolgerin Jesu lief darauf hinaus, dass die Christusnachfolge der unheilüberwindenden Feindesliebe fast ganz aus dem öffentlichen, gesellschaftspolitischen Bereich in die Nischen eines der Freiwilligkeit offengelassenen „Privatbereiches“ verdrängt wurde. Zum Bereich der „Amtsperson“ rechnete man alles bürgerlich-verantwortliche Handeln, das zwar in Liebe, aber nach den natürlichen, vorgegebenen Vernunftgesetzen geschehen sollte, weil „ja die Welt nicht mit der Bergpredigt zu regieren ist“. Damit wurde zwar die längst fällige Säkularisierung in Politik und Gesellschaft (Entklerikalisierung, Befreiung aus dem Staatskirchentum) eingeleitet, leider aber auch die technisch-wissenschaftliche Entwicklung der Neuzeit nicht genug öffentlich zum Dienst an der Menschheit angefordert, sondern der „Eigengesetzlichkeit“ der Finanz- und Marktwirtschaft und einer zentralistischen Kolonial- und Machtpolitik preisgegeben. Auf dem Weg über die „Amtsperson“ wurde die Kirche und Christenheit mitschuldig an dieser Eskalation der Gewalt. Die Kirche hat ihre Heilsbund-Verpflichtung aufgegeben, als sie dieser heidnisch-weltlichen „Amts“-Moral Einlass gewährte. Die Übernahme einer solchen „Weltverantwortung“ hat Jesus als Versuchung zum Abfall aus der Heilsgegenwart und aus dem Heilsauftrag gekennzeichnet und auch seiner Gemeinde verwehrt (Matthäusevangelium 4, 1-11; 20, 25-28; vgl. auch III und V): Die mit Gewalt zwingende und strafende Verantwortung ist zutiefst von der Sendung und Verantwortung für das gottebenbildlich machende Heil unterschieden. Ein gleichzeitiger Doppeldienst ist ausgeschlossen (Matthäusevangelium 6, 24). Den Konflikt beider Verantwortungen hat Jesus in seiner Kreuzigung ans Licht gebracht und alle Menschen aus diesem Doppeldienst erlöst. Endlich ist der Menschheit öffentlich die Heilsgegenwart als verzeihende Feindesliebe nahezubringen und die Verführung unter die Tyrannei von Geld und Macht in Händen weniger aufzudecken. Ohne dieses Salz verdirbt die Menschheit.
- ♦ Daraus wurde seit dem 19. Jahrhundert die Unterscheidung zwischen „Gesinnungsethik“, bei der Jesu Heilsgebot der Feindesliebe zu einem Ideal, zu einer inneren Gesinnung ohne entsprechende Taten und zum Inhalt des „guten Willens“ verkümmerte, die Gesellschaft aber einer heidnischen Staatsraison preisgegeben wurde, und „Verantwortungsethik“, die Gewalt als Mittel zum Zweck bejaht. Mit dem Eintritt in die Heilsgegenwart hat jeder Nachfolger und jede Nachfolgerin diese falsche Alternative hinter sich gelassen.
- ♦ Nach der Herstellung der ABC-Massenvernichtungswaffen (zur Beendigung von Hitlers Massenvernichtung des europäischen Judentums) wurde als Rechtfertigung für ein tätiges Zusammenwirken von Jesu Heilsgemeinde mit

den in gewaltbejahender Weltverantwortung stehenden Kirchen von deren Theologen das „Komplementaritätsmodell“ entwickelt (Heidelberger Thesen vom 28. 4. 1959), das seither Geltung fand. Hier wird die Abschaffung des Krieges und Bildung einer Weltfriedens-Regierung als „Überlebensbedingung des technischen Zeitalters“ zum Ziel erklärt und für den Weg dahin die Komplementarität des gleichwertigen Zusammenwirkens von einem bis zum ABC-Waffeneinsatz reichenden Militäreinsatz und einem absolut auf Waffen verzichtenden Friedenstiftungsdienst als notwendiges gleichzeitiges Verhalten gefordert, währenddessen die Weltabrüstung vorgenommen werden soll, wobei alle Christen sich zwischen beiden Möglichkeiten entscheiden können. Die Zielsetzung hierbei ist das weltliche Überleben und dessen Sicherung (wie derzeit ebenso bei der Sozialpraxis friedentiftender Mediation und beim ÖRK-Programm „Überwindung von Gewalt“, nur dass letztere nicht mit einem möglichen Militäreinsatz verknüpft sind). Durch eine solche Verklammerung mit dem modernen Militäreinsatz wird für Christen der Einsatz auch von ABC-Waffen gerechtfertigt gegen Jesu klare Weisung (Lukasevangelium 9, 55-56; 11, 23), die Heilsgemeinde ihrem Auftrag entfremdet und mißbraucht. Wenn sie ihren Dienst als „Salz“ innerhalb der Weltchristenheit weiter tun will, muss sie ihren von der Zielsetzung der Selbstsicherung durch Jesu Kreuzigung getrennten anderen Heilsauftrag deutlich bezeugen, das in der weltlichen Zielsetzung enthaltene Unheil entlarven und die Christenheit und die Kirchen, wie alle Menschen, zu ganzer Heilsnachfolge zu gewinnen suchen.

Die freiheitlich-rechtsstaatliche demokratische Verfassung der meisten Staaten dieser Erde, wie auch das Grundgesetz der Bundesrepublik, gibt den Kirchen einen so großen und weiter ausbaufähigen Freiraum für die Einübung wahrer Heilsnachfolge Jesu, wie er bisher noch keineswegs ausgeschöpft wurde, wohl mangels Interesse. Viele „Kirchenchristen“ und Kirchen sind heute vor allem an der Sicherung ihres Daseins orientiert gleich den Bürgern im Weinberg, die sich des Weinbergs Gottes bemächtigt haben und den Sohn und Erben des Weinbergs samt seinen Boten verfolgen und töten (Matthäusevangelium 21, 33-41). Durch eine 1700jährige Tradition dieses Sicherungsdenkens als „christlich“ wissen die heutigen Nachfahren der Christenheit fast nichts mehr von der wahren Heilsgegenwart, die Jesus in die Welt gebracht hat und zu der immer die Umkehr offensteht. Damit es zu einer echten Umkehr, zu einem Suchen nach dieser Heilsgegenwart kommen kann, bedarf es wohl eines neuen Hörens auf jene armen wandernden Heilsboten des Neuen Bundes, die mit der Botschaft des Heilsgebotes Jesu die zwanghaft schuldige Unheilsverflochtenheit aller ins Licht brachten und das Licht des Heils für alle Völker auf den Leuchter stellten (Jesaja 49, 6-8; Matthäusevangelium 5, 14-15; Johannesevangelium 3, 19-21; Apostelgeschichte 13, 46-47). Dafür tragen alle, die sich auf den Namen Jesu berufen, ihre vorrangige Verantwortung (Matthäusevangelium 9, 35-38).

VIII. Die Gemeinde Jesu innerhalb und außerhalb der Kirchen

Allein der Treue Gottes und der Gegenwart des biblischen Wortes ist es zu verdanken, dass die Kirchen bis heute nicht völlig ins Heidentum zurückgefallen sind. Solange sich die Kirchen noch formal auf Jesus Christus als ihren Stifter berufen und die Heilige Schrift als Grundlage ihrer Verkündigung ansehen – so sehr sie auch das Wort Gottes in seiner Geltung einschränken oder umdeuten –, solange kann Gottes Wort und Geist Menschen zu Gottes Kindern und zu Nachfolgern und Nachfolgerinnen Jesu machen, innerhalb und außerhalb der Kirchen. Auch wenn die realexistierenden Kirchen ein „corpus permixtum“, ein Mischgebilde von Heidentum und Christentum sind, erhalten sie doch durch das von ihnen weitergegebene Evangelium und durch die ihm gemäß lebende Gemeinde Jesu in ihrer Mitte immer wieder die Chance, der Welt den Weg zum wahren Leben zu weisen.

Die globale Gefährdung der Menschheit durch die immer neu aus ihrer Mitte aufbrechende Gewalttat (vgl. Teil I) hat weltweit in allen Völkern ein neues Suchen nach dem Heil und einem heilen, friedlichen Zusammenleben ausgelöst. Hierbei verlassen im „christlichen Abendland“ viele zumeist enttäuscht die christlichen Kirchen, was an den Austrittszahlen der letzten Jahrzehnte deutlich wird. Das ist oft die Folge davon, dass das von Jesus erschlossene gewaltfreie Heil derzeit in den europäischen Kirchen zu wenig glaubwürdig leuchtend und anziehend gemeinschaftlich gelebt wird.

Da eben diese globale Gefährdung der Menschheit zunehmend auch alle Kirchen erschüttert, sollten die Kirchen darin die Stunde ihrer Heimsuchung zur Umkehr ins gegenwärtige Heil erkennen und ergreifen (Lukasevangelium 7, 16; Offenbarung 3, 14-22). Nur so geht für die suchende Menschheit anstelle so vieler Irrlichter das wahre Licht der Liebe Jesu auf. Wie lange werden die Kirchen sich noch dazu missbrauchen lassen, als Lieferanten „moralischer Werte“ die Selbstbehauptungsgesellschaft zu sanieren, statt ihr den Weg der „besseren Gerechtigkeit“ (Matthäusevangelium 5, 17-20) zu verkünden und Gottes Feindesliebe vorzuleben?

Wir klagen uns an, dass wir selber dem biblischen Bild der gewaltfreien Gemeinde Jesu zu wenig entsprochen haben, und laden Sie ein, im Vertrauen auf Gottes Geist mit uns hinfort neue Schritte der Umkehr zu wagen.

Für die „Arbeitsgemeinschaft für Kirchliches Friedenszeugnis“

Alzey und Weissach i. T. im März 2001

Heinrich Treblin und Dietrich Fischinger

Umkehr zum wahren Leben

Umstritten war von Anfang an die Botschaft des Juden Jesus von Nazareth, den seine Anhänger bis heute als den Christus und Heilbringer verehren, nach dem sich weltweit die „christlichen“ Kirchen nennen, der aber gleichzeitig von den Oberen der Juden als Gotteslästerer ausgestoßen und ans Kreuz geschlagen und samt seinen Anhängern abgelehnt wurde und noch wird. Wir fragen: Woran lag es, dass die Botschaft Jesu zu solcher Polarisierung führte? Lag es an der Botschaft, dass aus den verfolgten Christen schließlich Verfolger und Mörder der Juden wurden? War vielleicht nicht die Botschaft Jesu, sondern der Abfall von ihr die Ursache von Shoa und Holocaust, aber auch innerkirchlichem Zwiespalt und Glaubwürdigkeitsverlust der Kirchen? Fragen wir neu nach der authentischen Botschaft des Mannes von Nazareth!

1. Nach dem einhelligen Zeugnis der Apostel und Evangelisten mutete Jesus seinen Zeitgenossen die radikale und totale Umkehr von ihrem bisherigen Leben und Verhalten gegenüber Gott und den Mitmenschen zu; statt auf die eigene Kraft und Frömmigkeit sollten sie ihr Vertrauen auf den lebendigen Gott und sein Reich setzen, um so das wahre Leben zu gewinnen. So lautet Jesu erste Predigt (Mk. 1 15), so mahnt Paulus: „Verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes und prüfet, welches der gute, vollkommene Gotteswille sei!“ (Röm. 12), so bekannten die Hörer des Petrus: „Nun hat Gott auch den Heiden Umkehr zum Leben gegeben“ (Apg. 11) und der johanneische Jesus spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14).

2. Diese Umkehr umfasst das ganze Leben des Menschen, seine Religion wie sein alltägliches soziales Handeln. Jesus stiftet keine neue Religion, er ist aber auch kein bloßer Sozialreformer. Wer auf Jesus hört, wird gleichsam „von neuem geboren“ (Joh. 2), ist „aus dem Tode ins Leben gekommen“ (1. Joh. 3), „samt Christus lebendig gemacht und auferweckt“ (Eph. 2). Die Bibel spricht hier in Metaphern, um zu zeigen, dass es Jesus nicht um eine neue religiöse oder soziale Idee, sondern um die Umwandlung der ganzen Existenz ging, um das Widerfahrnis neuen Geschaffenwerdens durch den Schöpfer, der sich dem abtrünnigen Geschöpf aufs neue zuwendet, um so die von diesem zerstörte Schöpfung zu erneuern und zu vollenden. „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur“, sagt Paulus (2. Kor. 5), und der Epheserbrief mahnt, „den alten Menschen“ abzulegen und „den neuen Menschen anzu ziehen“ (Eph. 3).

3. Die Bibel lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass diese Umkehr kein Werk, des Menschen, sondern ein Werk des Geistes Gottes ist, der des Menschen Geist und Vernunft erleuchtet. Wie Jesus selbst durch den Geist Gottes bei seiner Taufe durch Johannes die Berufung zum „Sohn Gottes“ empfing (Mk. 1), so verhiess er sei-

ner Gemeinde vor seinen Weggang „zum Vater“ den „Beistand des Heiligen Geistes“ (Joh. 14-17). Den verängstigten Jüngern erschien er als der „Auferstandene“ und sprach: „Empfanget den heiligen Geist“ (Joh. 20). Und für den Völkerapostel Paulus ist das Wirken des Geistes Gottes eine Realität: „Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Söhne Gottes“ (Röm. 8). Er weiß wohl, dass „wir diesen Schatz in irdenen Gefäßen“ haben (2. Kor. 4, 7); wir verfügen nicht über Gottes Geist, als wäre er unser Besitz, der Geist „weht, wo er will“, wie der Wind (Joh. 3), aber obwohl wir während unseres Erdendaseins noch unter unseren „fleischlichen“ Wesen seufzen und uns danach sehnen, einmal ganz „von dem Leibe des Todes“ erlöst zu werden, so dürfen wir doch gewiss sein, dass Gottes Geist immer wieder „unserer Schwachheit aufhilft“ (Röm. 8). Auch Christen sind beides: Gerecht und Sünder zugleich (Luther). Die christliche Kirche ist eine ambivalente Größe. Darum gilt es stets zu prüfen, wieweit wir es mit der „fleischlichen“ oder der „geistlichen“ Seite der Kirche zu tun haben, mit Christen, die auf Jesu authentische Botschaft hören oder die sie verfälschen.

4. Worin besteht nun konkret die Umkehr zum wahren Leben, was unterscheidet den „neuen Menschen“ vom „alten Menschen“, den „geistlichen“ vom „fleischlichen“? Der johanneische Jesus sagt ausdrücklich, was das Kennzeichen der Gemeinde Jesu (*nota ecclesiae*) ist: „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Joh. 13). Es ist die vergebende, erneuernde, tröstende Liebe Gottes, von der erfüllt Jesus sich berufen wusste, als des Vaters treuer „Sohn“ und „Ebenbild“ Menschen diese Liebe nahezubringen und sie aus ihrer Selbstsucht und Lieblosigkeit zu erlösen: „Wie mich der Vater geliebt hat, habe auch ich euch geliebt. Bleibet in meiner Liebe!“ (Joh. 15). Nicht eine fromme religiöse oder erotische Gefühlsregung meint Jesus, sondern die radikale ganzheitliche Umkehr von der bisherigen egoistischen Sorge ums eigene Seelenheil (Heilsegoismus) und der eigenmächtigem Lebenssicherung gegenüber den Mitmenschen durch Gewalt zu einem „Leben für andere“ in versöhnungsbereiter helfend-dienender gewaltfreier Liebe. Solche Liebe hat Jesus in seiner Zuwendung zu den ungeliebten und ausgegrenzten Armen, Schwachen, Kranken geübt, durch sein tröstend-heilendes Wort und sein solidarisches Eintreten für die Opfer der Gewalt, bis er selber ein Opfer der Machthaber und Gewalttäter wurde. Zu solcher Liebe in seiner Nachfolge lud Jesus seine Jünger ein. Eben in solcher Liebe zum Mitmenschen, auch zum „Feind“ (Mt. 5) realisiert sich die Liebe zu Gott: „Dies Gebot haben wir von ihm, dass wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe!“ (1. Joh. 4). „Seht, wie haben sie einander so lieb“, staunte denn auch der heidnische Philosoph im Blick auf die frühe Christenheit. Diese lehnten ja nicht nur den Kaiserkult ab, sondern, ehe die Gemeinde Jesu zur römischen Staatskirche entartete, auch die Beteiligung an gewaltsamer persönlicher und kollektiver Selbstverteidigung.

5. Der Apostel verschweigt nicht, dass die Einladung Jesu zur Nachfolge auf der via crucis für den normalen „natürlichen“ Menschen eine ungeheure Zumutung ist. Was in Gottes Augen wahre „Weisheit“ und „Kraft“ bedeutet, erscheint dem „alten“ Menschen als „Torheit“ und als „Ärgernis“. Selbst Jesu eifrigster Jünger Simon Petrus musste sich, als er sich gegen Jesu Leidensweg wehrte, sagen lassen: „Hinweg von mir, Satan, du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!“ (Mt. 16). Und als die Jünger später erkannt hatten, dass der Kreuzestod ihres Meisters in Wahrheit der Sieg seiner Liebe gewesen war, merkten sie bald, dass diese Botschaft allenthalben auf Widerspruch stieß, und es musste ihnen gesagt werden: „Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt hasst!“ (1. Joh. 3) „Sie stammen von der Welt, ...wir stammen von Gott“ (1. Joh. 4). „Uns hat es Gott geoffenbart durch seinen Geist“ (1. Kor. 2). In solcher Gewissheit ruft darum der Verfasser des Hebräerbriefes der Gemeinde zu: „Wie Jesus gelitten hat draußen vor dem Tor, lasset uns zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen!“ (Hebr. 13).

6. Umstritten war die Botschaft Jesu und seiner Gemeinde bis heute aber nicht allein, weil sie als Gottes Weisheit der selbstherrlichen Weisheit des „natürlichen“, Gottes Willen widerstrebenden Menschen widerspricht. Neben dem echtem Ärger, das sich aus der Sache der Kirche ergab, stand zu aller Zeit noch ein unnötiges selbstverschuldetes Ärgernis. Das Bild, das die Geschichte der christlichen Kirchen bietet, ist oft genug, teils bitter beklagt, teils hämisch verspottet worden. Statt Liebe und Friedfertigkeit Herrschsucht, Gewalt, Hass und Verfolgung Andersgläubiger bis zum Mord und blutigen Kriegen, kein Ebenbild des Gottes der Liebe! Wie konnte es dazu kommen? Es hängt dies offensichtlich damit zusammen, dass die authentische Botschaft Jesu nicht „rein“, wie sie aus Jesu Munde kam, sondern durch die Vermittlung vieler zeitgenössischer und späterer Christen auf uns gekommen ist. Erst in neuerer Zeit hat die Forschung die Bedeutung dieser „geschichtlichen“ Einkleidung des Wortes Gottes in der Tradition des biblischen und kirchengeschichtlichen Zeugnisses erkannt. Die Verkündigung des Evangeliums vollzog sich schon immer zwischen zwei Polen: zwischen dem gehörten Wort Gottes und den Erwartungen der Hörer, auf deren Sprache, Denkweise und Heilsvorstellung Rücksicht genommen werden musste, wollte man verstanden werden. Wenn diese Erwartungen, Ängste und Träume auch durch den Ruf zur totalen Umkehr einen Wandel erfuhren, so unterschied sich doch die Form der Verkündigung je nachdem, ob der Apostel Paulus zu „Juden“ oder zu „Griechen“ sprach. „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen, wir aber predigen den gekreuzigten Christus, dien Juden ein Ärgernis, den Griechen aber eine Torheit“ (1. Kor. 1), zugleich aber auch: „den Juden bin ich geworden wie ein Jude, auf dass ich die Juden gewinne, denen, die ohne Gesetz sind, bin ich wie ohne Gesetz geworden“ (1. Kor. 9). Ebenso haben die Verfasser der Evangelien sich an sehr unterschiedliche Adressaten gewandt, ha-

ben deren Erwartungen berücksichtigt und in ihre Schilderung der Geschichte Jesu Vorstellungen ihrer eigenen späteren Zeit einfließen lassen. So scheuten sie sich nicht, die Bezeichnung Jesu als „Sohn Gottes“, wie sie im Volk Israel für fromme Gottesboten üblich war, den heidenchristlichen Hörern, denen diese Bezeichnung als Würdetitel der als Gottheit verehrten Kaiser vertraut war, gleichermaßen als Titel Jesu anzubieten samt den sonstigen Auszeichnungen, mit denen man die Kaiser bedachte, um ihre besondere Bedeutung hervorzuheben (übernatürliche Geburtslegenden usw.). Nicht anders haben spätere Generationen die Botschaft in den Denkweisen und Erwartungen ihrer Zeit die Botschaft Jesu weitergegeben, umgeformt, aktualisiert. Jesus ward so der hellenistisch-byzantinische Pantokrator, der germanische Heliand, der bürgerliche Moralprediger des 19. Jahrhunderts. Fatal war dabei nur, dass sich diese Verständnishilfen allzuoft verselbständigten, nicht mehr „geistlich“ als Zeugnis der Jesusbotschaft, sondern „fleischlich“ im Sinne der heidnischen Erwartungen verstanden und in unendlichen konfessionellen Streitigkeiten gegen einander ausgespielt wurden. Das echte Ärgernis vermischte sich unheilvoll mit diesem selbstverschuldeten Ärgernis. Oft war gar nicht mehr festzustellen, in wessen Namen die Kirchen jetzt redeten und stritten.

7. Wir haben gesehen: Die Krise der Kirche hängt unmittelbar mit der umstrittenen Botschaft Jesu zusammen, für die Glieder der Kirche ist die Botschaft vom Kreuz zunächst eben ein Ärgernis wie für die Welt der Nichtchristen. Der Ruf zur radikalen Umkehr vom bisherigen Leben wird als Zumutung empfunden, gegen die man sich wehrt, so lange nicht der Geist Gottes darin die Weisheit Gottes erkennen lässt.

Gleichzeitig findet man es ärgerlich, wenn die Kirche dem hohen Anspruch, den Weg zum wahren Leben anzubieten, nicht gerecht wird. Ob dies bei Christen zu einem Schuldbekenntnis führt oder ob sich andere nach einen anderen Heilsbringer umsehen, allenthalben wird der Ruf nach einer Reform der Kirche laut. Eine wirkliche Erneuerung der Kirche aber kann nach den oben Dargelegten nur erfolgen, wenn wir uns erneut dem Ursprung der „christlichen“ Kirche zuwenden, der authentischen Botschaft Jesu, dabei aber, um sie zu verstehen, unsere eigenen Heilserwartungen und Glaubenserfahrungen mit dieser Botschaft im Auge behalten. Bloße Strukturveränderungen, sei es der volksskirchlichen Institution, sei es der frommen Kerngemeinde reichen da nicht aus, weder die Pflege der modischen Zivilreligion noch konservative Perpetuierung überkommener heute unverständlicher Glaubensformeln helfen hier weiter.

Wichtig ist auch die Erkenntnis, dass die Umkehr zum wahren Leben keine rein „religiöse“ Sache ist, sie umfasst alle Bereiche unseres Lebens. Wir müssen uns verabschieden von dem Missverständnis, als habe es die Kirche speziell mit „Religion“ zu tun und überlasse das alltägliche soziale Leben anderen Instanzen. Die „religiöse“ Di-

mension, die Liebe zu Gott, ist nur ein Teilbereich kirchlichen Tätigkeit. „Wort und Sakrament“ als *nota ecclesiae* zu bestimmen, wie es die *Confessio Augustana* (VII) tut, ist eine Verengung, Jesus sieht in der Liebe zu Gott und den Menschen das Kennzeichen der Kirche.

Die Gemeinschaft derer, die Jesus zum neuen Leben erweckt, beschränkt sich auch nicht auf „christliche“ Kirchen. Jesus ruft alle Menschen zur Umkehr, und Gottes Geist sind keine Grenzen gesetzt. Der Geist Gottes „weht, wo er will“, er kann Menschen aus allen Völkern und Religionen Leben schenken. Die Gemeinde Gottes ist nicht identisch mit den Mitgliedern einer Religionsanstalt, nicht mit denen, „die Herr, Herr sagen“, sondern die „den Willen Gottes tun“, das ist unabhängig von der jeweiligen Religionszugehörigkeit. Ein heidnischer Inder, der ehrfürchtig mit der Schöpfung umgeht, handelt „christlicher“ als ein Christ, der die Umwelt zerstört. Zwar weiß allein Gott, wer ihn von Herzen liebt, aber Jesus sagt auch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ (Mt. 7). Die „die Hungrigen speisen, die Nackten kleiden“ (Mt. 25), die Traurigen trösten und sich für die Entrechteten einsetzen, nennt Jesus „seine Brüder“, bei denen ist der Ort der Kirche (Albert Schweitzer, Mutter Teresa!), dort erneuert sie sich! Ob Juden, Christen, Moslems oder Heiden, entscheidend ist, dass „Gottes Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“, zwar hier noch ambivalent und fragmentarisch, dereinst, wenn Gott sein Werk vollendet, aber in Herrlichkeit.

Heinrich Treblin

Wie „christlich“ ist die Bejahung des Krieges als „ultima ratio“ des Versuchs, Frieden zu stiften?

Als in der Tat höchst irritierend müssen die in jüngster Zeit zu vernehmenden Äußerungen „christlicher“ Politiker, die noch unlängst unter Berufung auf die Bergpredigt für eine konsequent gewaltfreie Politik eintraten, empfunden werden, wenn sie angesichts des Kosovo-Krieges plötzlich den Bombenhagel der NATO als durchaus zu rechtfertigende Maßnahme zur Beendigung der Menschenrechtsverletzungen durch Milošević verteidigten. Auch Theologen, die nach 1945 gern kirchliche Erklärungen zitiert hatten wie: „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein“, und die halbherzig-schizophrenen Beschlüsse späterer Synoden, die Dienst mit der Waffe und gewaltfreien, zivilen Friedensdienst als gleichermaßen „christliche“ Möglichkeiten bezeichneten, energisch kritisiert hatten, schienen ihre früheren Erkenntnisse völlig vergessen zu haben.

Mag eine solche Wandlung bei „pragmatischen“ und „prinzipiellen“ weltlichen Pazifisten wie den Bündnis-Grünen wegen ihren Rollenwechsels von einer Oppositionsbewegung zur Regierungspartei noch verständlich sein (obwohl sie bei vielen ihrer Mitglieder auch zu einer Identitätskrise führte), so fragt man sich doch bei Leuten, die sich auf die Botschaft des gewaltfreien, Gewalt aus Feindesliebe am Kreuz erduldenen Friedensstifters Jesus von Nazareth, des „Christus“ Gottes, nach dem sie sich „Christen“ nennen, berufen, wie es mit ihrer Glaubwürdigkeit bestellt ist, wenn sie entgegen Jesu Worten tötende Gewalt als „ultima ratio“ nun doch rechtfertigen. Das Etikett „christlich“ oder „evangelisch“ ist offenbar noch keine Gewähr dafür, dass hier im Geiste des Christus Jesus geredet und gehandelt wird.

Nun ist ja die „Kirche“ nach ihrem eigenen Verständnis ein „corpus permixtum“, ein Mischgebilde zwischen Gemeinde Jesu und einer im Grunde heidnischen Religionsanstalt zur egoistischen Lebens- und Friedenssicherung, als welche sie Jahrhunderte lang nicht nur staatliche Gewalt sanktioniert, sondern auch selber Andersgläubige, Juden, Ketzer, Hexen zu Tode gebracht hat. An den Rändern dieser christlich-gemischten „Kirche“ hat freilich alle Zeit eine am Evangelium orientierte Gemeinde Jesu gelebt und die Erinnerung an Jesu Botschaft wachgehalten und dafür Verfolgung und Diffamierung durch das kirchliche Establishment in Kauf genommen („Schwärmer“). Es sei nur an die „Bekennende Kirche“ erinnert, die sich der Gleichschaltung durch die „Reichskirche“ der Nazis widersetzte, aber gerade dort, wo sie wie Dietrich Bonhoeffer oder Martin Niemöller Tod oder KZ erdulden musste, an „christlicher“ Glaubwürdigkeit gewann. So sollten Friedensstifter unserer Zeit stets darauf achten, mit welcher Art von „christlicher“ Kirche sie es zu tun haben.

Wie steht es nun aber mit der Rolle tötender Gewalt beim Versuch, Frieden zu stiften? Mancher kann darauf hinweisen, dass im Fall Kosovo die gewaltfreien Bemü-

hungen einiger Albaner nicht ausreichten, um die Vertreibungen zu beenden, und dass es doch die NATO-Bomben waren, die (allerdings in Verbindung mit diplomatischen Verhandlungen) den Frieden herbeigeführt haben. Manche weisen auch darauf hin, dass Deutschland nicht durch die gewaltfreien Widerständler, sondern durch die Bombenteppiche der Alliierten befreit worden sei. Mögen die Alliierten nun aus „christlich-moralischen“ Motiven oder in erster Linie aus wirtschaftlich-politischem Machtstreben gehandelt haben (wie Theodor Ebert zu bedenken gibt), Gewalt war bei dieser Befreiung Deutschlands in der Tat mit im Spiel. Es ist nur zu fragen, wie diese Gewalt zu bewerten ist und von wem sie geübt worden ist.

Der Christus Jesus hat in aller Klarheit die Seinen zu gewaltfreiem Friedenstiften in seiner Nachfolge aufgerufen. „Die Herren dieser Welt üben Gewalt, unter euch soll es nicht so sein!“ „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“ heißt es in der Bergpredigt. Der Apostel Paulus nimmt diese Botschaft auf: „Vergeltet niemand Böses mit Bösem!“ „Überwinde das Böse mit Gutem!“ „Rächet euch selbst nicht, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes!“ Jesus liefert kein Allerweltsrezept zur völligen Befriedung der Welt. Mit der Bergpredigt lässt sich in der Tat kein Staat regieren! So lange Menschen auf Erden in ihrer egoistischen Selbstbehauptung und in ihrem Machtstreben über andere beharren, wird es auch Kriege geben. Aber inmitten dieser gewalttätigen Welt sammelt und regiert Jesus die Seinen, damit sie als „Licht der Welt“ und als „Salz der Erde“ Hoffnungszeichen des besseren, wahren Friedensstiftens setzen. Als Gottes Mitarbeiter, Jesus weiß, allein Gott, der Schöpfer und Erneuerer der Welt vermag Frieden zu schaffen. Er überlässt die Welt nicht den Gewalttätern zur völligen Zerstörung. Er wird am Ende den Sieg behalten und sein Reich des Friedens aufrichten. Diese Gewissheit gibt den Christen Mut und Geduld, in ihrem Friedensdienst auszuharren. Die Hoffnung auf Gottes Friedensreich ist keine Vertröstung aufs Jenseits, sie bewahrt vielmehr vor Illusionen, Selbstüberschätzung und Enttäuschung und gibt Kraft, sich inmitten einer friedlosen gewalttätigen Welt gewaltfrei für den Frieden einzusetzen. Christen können auf Anwendung von Gewalt verzichten, weil sie darauf vertrauen, dass Gott selber die Gewalttäter zwingt, seinen Plänen dienstbar zu sein. „Gebt Raum dem Zorn Gottes!“ sagt Paulus. „Zorn“ Gottes meint nicht ein rachgieriges, wutentbranntes strafendes Handeln Gottes (wie wir zornig handeln), sondern eine Art Liebesentzug. Gott lässt die Gewalttäter am eigenen Leibe spüren, wohin ihre Gewalt führt, nämlich zu Gegengewalt und zum Scheitern an einem Stärkeren. Gewalt kann im Augenblick Krieg beenden und eine Art Frieden schaffen. Die NATO-Bomben konnten Milošević zum Abzug seiner Truppen zwingen. So bekamen die gewaltfreien Friedensstifter eine Chance. Wieweit allerdings der Teufelskreis der Gewalt dadurch auf Dauer überwunden ist, ist zu bezweifeln. Hat nicht der Sieg der Alliierten im 1. Weltkrieg wiederum das Gewaltregime Hitlers verursacht?

Als Fazit halten wir fest: „Christlich“ (im Geiste des Christus Jesus) kann nur konsequent gewaltfreies Friedensstiften genannt werden. Dieses setzt Hoffnungszeichen inmitten dieser gewalttätigen Welt in Erwartung des wahren endgültigen Friedens, den Gott selber herbeiführt. Christen wissen, dass sie die Gewalt auf Erden nicht beseitigen können, sie vertrauen aber darauf, dass Gott ihnen die Kraft gibt, gewaltfrei den Gewalttätern zu widerstehen, und dass Gott sich gegenüber den Gewalttätern allezeit als der Stärkere erweist, sie scheitern lässt und so Raum schafft für den Friedensdienst seiner Gemeinde.

Heinrich Treblin, Pfarrer i. R., 55232 Alzey (1999)

Jesus: Abbild der Liebe Gottes für Juden und Nichtjuden

Judenmission oder gemeinsame Umkehr?

Am Anfang der folgenschweren Entfremdung zwischen Juden und Christen, die nach einer jahrhundertelangen Periode des kirchlichen Antijudaismus in den Holocaust mündete, steht die Gestalt des Juden Jesus. Von seinen jüdischen Anhängern als der Messias Israels, von der Kirche als der Heiland der Welt gepriesen, ist er zur Ursache der Feindschaft zwischen Juden und Christen geworden. In seinem Buch „Zeit ist's“ (Untertitel „Zur Erneuerung des Christseins durch Israelserfahrung“) schreibt Reinhold Mayer: „Wenn es richtig ist, dass spätestens seit dem 4. christlichen Jahrhundert Israels Messias und der Christus der Kirche neben- oder gegeneinander standen, so dass einer im andern fast nicht wieder zu erkennen war, ... dann ist hier eine Korrektur fällig“¹. Dass es bei dieser Korrektur nicht um eine einseitige Umkehr, etwa um eine Belehrung oder Bekehrung der Juden durch Christen als dem „besseren“ Gottesvolk gehen kann, sagt Mayer ebenfalls: „Christen, die nach Auschwitz leben, müssen mit Umdenken und Lebensumkehr anfangen“². Es tut not, sich daran zu erinnern, dass Jesu Botschaft mit dem Ruf zur Umkehr anfang (Markus 1,15). Gemeint war hier nicht, wie die deutsche Übersetzung „Buße“ nahelegen könnte, nur ein Gefühl der „Reue“ über vergangenes sündiges Verhalten, sondern eine totale Lebensumkehr und Gesamtverhaltensänderung gegenüber Gott und den Mitmenschen.

Jesu Ruf zur Umkehr in Israel

Aus heidnischer Kreaturvergötterung und eigenmächtiger Sicherung des eigenen Lebens hatte der lebendige Gott Israel einst in Abraham herausgerufen, durch Mose aus Frondienst und Furcht vor dem mächtigen Pharao befreit, auf dass es im Vertrauen auf den „barmherzigen, gnädigen und gütigen Gott“ gemäß der Tora nach seinem Ebenbilde lebe, den Heidenvölkern zum „Licht“ und „Segen“. Weil es dieser Berufung immer wieder untreu wurde, sandte Gott seine Propheten, die es ermahnte, nicht wieder ins Heidentum zurückzufallen, sich Götter nach eigenen Bilde zu machen und anstelle ihres Königs Jahwe/Adonaj Könige „wie die anderen Völker“ zu begehren (1. Samuel 8). Nicht anders rief Jesus seine jüdischen Zeitgenossen auf, unter die „Königsherrschaft Gottes“ umzukehren. Er lehrte seine Jünger, die überlieferte Tora nicht den eigenen Wünschen anzupassen, nicht nur „Herr, Herr“ zu rufen, sondern den unverkürzten „Willen Gottes zu tun“ (Feindesliebe) und zu beten: „Dein Reich komme!“ Auch wollte er nicht zum König gemacht oder als Gott angebetet

1 Reinhold Mayer, „Zeit ist's / Zur Erneuerung des Christseins durch Israel-Erfahrung, Bleicher Verlag 1997, S.115.

2 A. a. O., S.115.

werden, er wollte, dass sie ihm nachfolgen und mit ihm „Abba, lieber Vater im Himmel“ beten. Seine Jünger hatten das verstanden, als sie in ihm den „Gesalbten des HERRN“ erkannten als „Ebenbild Gottes“, der auch sie einlud, „Ebenbilder“ und „Söhne“ des Höchsten zu werden. Freilich nicht aus „Fleisch und Blut“ haben sie diese Erkenntnis gewonnen, sondern Gottes Geist, der aus Jesus sprach und ihnen nach seinem Tode am Kreuz auch offenbarte, dass das Kreuz nicht das Scheitern, sondern die Bewährung seiner Gottessohnschaft, der Sieg seiner Feindesliebe war. „Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat in seiner großen Liebe, mit der er uns geliebt hat, auch uns, die wir tot waren in den Sünden, mit Christus lebendig gemacht“ (Epheserbrief 2, 4f.).

Jesus Opfer heidnischer Israelfeindschaft

Die Erwählung Israels, Werkzeug der Liebe Gottes und „Licht“ der Völker zu sein, hat aber noch eine Kehrseite. Sie hat notwendig die Feindschaft der Heidenvölker zur Folge, die dieses seltsame Volk mit seiner „Gegenreligion“³ eines unsichtbaren Gottes, der sich allen Machtansprüchen irdischer Herrscher entzieht, als Störenfried und eine Bedrohung ansahen. Ob Babylon oder Ägypten, das heidnische oder das pseudochristliche Rom, sie suchten den Juden ihre Religion aufzuzwingen oder, falls dies nicht gelang, sie zu vernichten. Eben diese altheidnische Feindschaft gegen Israel bekam auch Jesus zu spüren. Von den Römern und ihren Verbündeten, dem Schattenkönig Herodes und dem ihm hörigen Hohenpriester als Aufrührer und Feind des Kaisers verdächtigt und am Kreuz hingerichtet, erlitt er das Schicksal des „leidenden Gottesknechtes“, das Israel in mannigfacher Weise schon früher erfahren hatte (Jesaja 53; Lukas 24, 27).

Besonders bitter für ihn, dass „ein Teil“ (Römerbrief 11,25) seines Volkes sich seinem Ruf nicht nur versagt, sondern sich seinen Mördern zugesellt hatte. „Verabscheut von den Heiden“ (Jesaja 49, 7; 50, 4ff.) sah sich der Gottesknecht bei Jesaja, als Opfer der „Herrscher dieser Welt“, die Jesu Botschaft für eine „Torheit“ und für ein „Ärgernis“ hielten, sah auch Paulus Jesus (1. Korintherbrief 1, 18; 2, 8). Dass aus der von den Heiden verfolgten judenchristlichen Gemeinde Jesu jene Juden verfolgende „christliche“ Kirche wurde, ist der Skandal, auf den wir nun zu sprechen kommen.

Die heidnische Überfremdung der Botschaft Jesu

Als eine gewiss unbeabsichtigte und nicht vorauszusehende Ursache dieser Entwicklung muss die Ausbreitung der Botschaft Jesu unter den von hellenistisch-römischer Religion geprägten Heidenvölkern angesehen werden. Ob der Jude Saulus/Paulus

3 Jan Assmann, „Moses der Ägypter“, Carl Hanser Verlag 1998, S. 20.

bestrebt war, „den Juden ein Jude, den Nichtjuden ein Nichtjude“ zu werden (1. Korintherbrief 9, 20), um ihnen allen in ihrer Sprache und religiösen Denkform Jesus als den wahren „Gottessohn“ (im jüdischen Verständnis) nahezubringen, ob Lukas seinen heidenchristlichen Lesern durch eine ihnen aus ihrem Kaiserkult vertraute Metapher von der jungfräulichen Geburt des Gott-Kaisers (Augustus) vermitteln wollte, dass (so Paulus) Jesus vom „Geiste Gottes“ erfüllt und „zum Gottessohn eingesetzt in Kraft“ (Römerbrief 1, 4), dass dieser uneheliche Sohn der Maria „Gottes Sohn“ genannt werden dürfe, da schon bei seiner Zeugung der Heilige Geist beteiligt gewesen sei (Lukas 1, 31ff.), keiner dieser Autoren konnte ahnen, was aus diesen Würdetiteln für Jesus einmal werden würde, dass sich mit der heidnischen Sprache und Form auch der Inhalt der Botschaft Jesu verändern würde. Reinhold Mayer schreibt dazu: „Wenn ein Jude beobachtete, wie schnell und stark sich die Botschaft vom Israelmessias beim Übergang zum Heidenchristentum veränderte, so gereichte ihm das keineswegs zur Freude, sondern zu Erschrecken und Trauer. Denn beides blieb ihm unbegreiflich, die Verteufelung Israels durch den vermeintlich christlichen Antijudaismus und die Vergottung des Israelmessias durch das kirchliche Dogma“⁴. „Als Paulus den für Griechen auch in wörtlicher Übersetzung unverständlichen Messias Titel durch den Ausdruck KYRIOS – „Herr“ ersetzte, erschien „Christus“ wie ein zweiter Name. Was ein Herr ist, das wussten Hellenen aus Mysterien und Kaiserkult. Damit war aus dem Juden Jesus ein griechischer Gott-Mensch geworden, an die Stelle des Israelgottes trat der Christus der Kirche“⁵. „Dieses Dogma war Machtinstrument zur Sicherung kirchlicher Überlegenheit und Herrschaft“⁶. Der Jude Paulus sah in der Gemeinde Jesu unter den Heidenvölkern noch einen in die jüdische Wurzel „eingepropften“ Zweig, aus Gottes Barmherzigkeit des Heils teilhaftig, „damit Israel ihnen nacheifern solle“ (Römerbrief 11, 11) und warnte die Christen aus den Völkern: „Rühme dich nicht gegenüber den (ausgebrochenen) Zweigen“ (Römerbrief 11, 18). Müssen wir einzeln benennen, in welcher schlimmer Weise eben das geschehen ist, dass sich Kirche in überheblicher Weise gegenüber dem Volk des ersten Bundes, den Juden, „gerühmt“ hat, das wahre Gottesvolk zu sein, an der Stelle der auf ewig „verdammten“ „Gottesmörder“ die allein seligmachende Anstalt zu sein! Von dem „Pantokrator“ Christus⁷, der seit der Erhebung der Gemeinde Jesu zur römischen Reichskirche, die im Dienste des Kaisers über den Glauben der Untertanen zu bestimmen und die Einigkeit des Reiches zu garantieren hatte, über die mordenden Kreuzritter und „unfehlbaren“ Päpste und „Stellvertreter Christi“ bis zur Judenfeindschaft Luthers und sogar der Juden als „Gesetzesknechte“ verteufelnden liberalen Theologie

4 Mayer, a.a.O., S.113.

5 Mayer, a.a.O., S.114.

6 Mayer, a.a.O., S.114.

7 Mayer, a.a.O., S.116.

zieht sich eine traurige Spur. Haben wir nicht in jüngster Zeit mit Beschämung gemerkt, dass sogar die Bekennende Kirche, die doch das Neu-Heidentum am eigenen Leibe zu spüren bekam, blind für das Leiden ihrer älteren Geschwister gewesen ist! Wie können wir nach all dem allen Ernstes erwarten, dass Juden in diesem Christus der Kirche ihren liebenden Bruder und Heiland erkennen!

Heilsegoismus oder Leben für andere?

Wenn Jesus für Juden wieder als Heiland erkennbar werden soll, müsste zuallererst die Christenheit umkehren. Sie müssten den unchristlichen „Absolutheitsanspruch“ des Christentums aufgeben, der allein dem lebendigen Gott zusteht, dem – mit unseren jüdischen Geschwistern – im Lieben und Leiden solidarisch zu dienen, uns Jesus einlädt. Von Dietrich Bonhoeffer könnten wir lernen, dass es nicht reicht, in theological correctness über die überlieferten altkirchlichen Dogmen zu wachen, zumal deren Formulierungen den Menschen einer anderen Zeit (Hans Küng spricht von einem sich wandelnden Paradigma für Sprache und Verstehen) sich als wenig hilfreich erweisen, Menschen für den Glauben an die Botschaft Jesu zu gewinnen. Ob sich da nicht auch die reformatorische Bestimmung der *nota ecclesiae* („Wort und Sakrament“) als unzureichend erweist? Jesus hat als wahres Kennzeichen der Kirche die Agape angegeben: „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ „Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe“ (Johannes 13, 35; 15, 9). Mayer schreibt in diesem Sinne: „Nicht dogmatisch korrektes Herr-Sagen ist entscheidend. Liebestat geht vor Erkenntnis“⁸. Dass unter Liebe im Verhältnis zu Juden nicht philosemitische Gefühle gemeint sind, sondern das von Jesus geforderte radikal „neue Leben“ und Verhalten, sollte klar sein. Es geht darum, dass wir unseren jüdischen Geschwistern in der Liebe begegnen, zu der uns Gottes Geist „wiedergeboren“, samt Christus „auferweckt“ hat⁹. Es geht darum, dass wir aus jenem scheinchristlichen Heilsegoismus, mit dem wir „unserer Seelen Seligkeit“, unserer Kirche Intaktheit, nicht zuletzt unser leibliches und soziales, nationales Leben sichern wollen, umkehren. „Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren“ (Markus 9, 15), sagt Jesus. Bonhoeffer spricht von „Kirche für andere“, er sagt, dass wir Gott nicht als „Lückenbüßer“ für unsere Verlegenheiten, als Erfüller unserer Wünsche ansehen sollen, sondern „Kirche für andere“ sein sollen. Moltmanns Versuch, über Barths monarchisch-patriarchalisches Verständnis der Herrschaft Gottes hinaus Gottes Herrsein als „Leidensgeschichte Gottes“ zu verstehen, weist in die gleiche Richtung. „Gott wird verwundbar, nimmt Leiden und Tod auf sich, um zu heilen, zu befreien und neues Leben zu schenken“, eben

8 Mayer, a.a.O., S.116.

9 Johannes 3, 3; 1. Petrusbrief 1, 23; Epheserbrief 2, 6; Römerbrief 6, 6ff.

das neue Leben nach seinem Bilde¹⁰. Nach Werner Schmauch ist „die Bergpredigt nicht ethisches Gesetz, sondern Botschaft des eschatologischen Freudenboten Jesu von Nazareth... Im Gehorsam gegenüber diesem Ruf werden Menschen aus der selbstherrlichen Existenz befreit zur Proexistenz für den Anderen“¹¹. Dass einmal Juden in Christen aus den Völkern und deren Zeugnis dem wahren Heiland und liebenden Bruder begegnen mögen, ist unsere Hoffnung, hat doch der treue Gott in unserer so ambivalenten Kirche („simul justus et peccator“) hin und wieder solch treue Zeugen seiner Liebe erweckt, die zur Rettung von Juden ihr Leben riskierten und nun in Jerusalem einen Baum der Gerechten pflanzen durften. Sollten wir nicht auch den jüngsten Disput zwischen dem Juden Bubis und dem Heidenchristen Walser unter dem hier angedeuteten Aspekt neu und anders, als es bisher geschah, wegweisend begleiten?

Pfr. i. R. Heinrich Treblin, Alzey

10 Jürgen Moltmann, „Kirche in der Kraft des Geistes“, zit. in Heinrich Treblin, „Die politische Relevanz von Kreuz und Auferstehung“, in: Deutsches Pfarrerblatt 1988, S. 141.

11 Schmauch, „Koexistenz? Proexistenz!“, Herbert Reich Verlag 1964, S. 65.

Antisemitismus und Holocaust

Im Anschluss an die Rede des Friedenspreisträgers Martin Walser ist ein verwirrender und den Frieden zwischen Juden und Nichtjuden in unserem Land erheblich gefährdender Disput entbrannt, dessen Ursache nicht zuletzt in einer fatalen Vermischung unterschiedlichster Argumente und Unklarheit über die jeweils vertretenen Standorte zu suchen ist. Hier soll versucht werden, etwas Klarheit in diese Gesprächssituation zu bringen.

1) Völlig übersehen wird bei allen Gesprächsteilnehmern, dass der Antisemitismus, den der Jude Bubis bei Walser anklagt, wie auch der ihm vorausgehende „christliche“ Antijudaismus von Ursprung an etwas mit der besonderen Rolle des Volkes Israels als von Gott auserwähltes Volk zu tun hat. Mit dieser Berufung, im Dienste des lebendigen Gottes „Licht der Völker“ zu sein, d. h. der Gesamtheit der vom Gott abgefallenen Völker den Willen Gottes, nämlich die Vergebung des barmherzigen Gottes zu verkündigen, war notwendig die Feindschaft der heidnischen Völker gegen Israel verbunden, die sich gegen die Aufdeckung ihrer Sünde und Umkehr zu Gott wehrten. Sie empfanden bis zum heutigen Tage die behauptete „Erwählung“ als „Überheblichkeit“ (so spricht Horst Mahler lt. „Spiegel“ davon, dass „der Anspruch der Juden, das von Gott auserwählte Volk zu sein, notwendig von Ablehnung der Juden durch die anderen Völker, die sich nach der jüdischen Lehre als ‚nicht auserwählte‘ begreifen müssen“, begleitet ist. Hier ist nicht verstanden, dass Israels Erwählung nicht eine Auszeichnung dieses Volkes um einer besonderen Tüchtigkeit willen war, sondern eine schwere Last, ein Dienstauftrag, der den Juden nur Feindschaft und Leid einbrachte. Als „leidenden Gottesknecht“ haben schon die Propheten Israel und hat sich dann auch Jesus gesehen. Fromme Juden aller Zeiten bis zum Holocaust unserer Tage haben die andauernde Unterdrückung und Verfolgung durch die Heidenvölker stets in diesem Lichte gesehen. Ertragen konnte dieses Volk diese ihm auferlegte Last nur durch die Hoffnung, dass Gott einmal sein Friedensreich aufrichten und allem Leid ein Ende bereiten werde. Dazu werde Gott seinen Messias senden.

2) Gerade aber diese Messias Hoffnung sollte die Feindschaft gegen die Juden noch potenzieren und zu einem Bruderkrieg innerhalb des einen Gottesvolkes ausarten! Nachdem zunächst ein Teil des jüdischen Volkes in Jesus den erwarteten Messias gekommen sah, dieser in den politischen Wirren dieser Zeit als Störenfried von den herrschenden jüdischen und römischen Instanzen hingerichtet worden war, standen sich nun zwei Gruppen von Juden feindlich gegenüber, die beide den Anspruch erhoben, das rechte Volk Gottes zu sein. Verschärft wurde die Situation, als die nun „Christen“ genannte Gruppe unter dem Einfluss des Paulus starken Zulauf von ehemaligen Heiden erhielt, auch das Zeichen der Beschneidung ablegte. Der nun im ganzen römischen Reich einsetzende Rivalitätskampf zwischen Juden, Judenchristen und Heidenchristen führte schließlich dazu, dass mit der Anerkennung des Christen-

tums als römische Staatsreligion die Christen mehr und mehr ihren Charakter als verfolgtes Gottesvolk in der Tradition Israels verloren, die Rolle der bisherigen heidnischen Verfolger übernahmen, deren Opfer nun allein die Juden wurden. Am Ende dieser Entwicklung steht der Holocaust, der mitten in einer scheinchristlichen Welt, der unter aktiver Beteiligung vieler getaufter Christen oder passivem Zuschauen der anderen geschehen konnte.

3) Voraussetzung für ein sinnvolles Gespräch aller Beteiligten über Ursache und anzustrebende Überwindung des Antisemitismus wäre, dass sich jeder über seine Rolle, seine Position in diesem Dialog klar wird. Juden sollten sich auf die mit ihrer Erwählung zum Licht der Völker ursprünglich auferlegte Rolle besinnen und nicht versuchen, „wie die anderen Völker zu sein“. Das hat man zwar schon im alten Israel öfter versucht bis hin zu der Assimilierung der europäischen Juden im 19. Jahrhundert. Es ist immer schief gegangen. Die „Christen aller Konfessionen und Schattierungen, von den bewusst an Jesus Christus orientierten bis zu den noch oberflächlich einer restchristlichen Zivilreligion zuneigendem Westler sollten sich ernsthaft mit der Botschaft des Christus Jesus, nach dem sie sich nennen, beschäftigen. Dann würden sie erkennen, wie weit sie ihr Christsein im Geiste der Bergpredigt aufgegeben haben und längst zu selbstherrlichen gewalttätigen Heiden geworden sind. Statt ihre Mitbrüder, die Juden zu verfolgen, wäre es geboten, sie um Vergebung für alles ihnen angetane Böse zu bitten und brüderlich-solidarisch an ihrer Seite die Feindschaft der gottlosen Welt zu erleiden. Heute gälte es, den eigenen Schuldanteil an Judenverfolgung oder mangelnder Solidarität mit diesem Volle zu bekennen statt „die Keule des Holocaust“ nur gegen andere zu schwingen. So könnten vielleicht auch Juden von heute offen zugeben, dass der Jude Jesus damals zu Unrecht von der jüdischen Obrigkeit zum Tode verurteilt worden ist. Zugleich aber könnten Juden und Christen erkennen, dass die „messianische“ Sendung Jesu nicht schon die erhoffte erneuerte Welt bedeutet, sondern die beginnende Erneuerung der Herzen durch gegenseitige vergebende und mit-leidende Liebe, um so gemeinsam auf die Vollendung seines Friedensreiches durch Gott selber zu warten.

4) Was bedeutet das alles nun für das alltägliche Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in unserer modernen Welt? Da gilt es sich klarzumachen, dass es kein „reines“ Judentum oder „Christentum“ gibt. Beides sind ambivalente Größen. So wenig Juden, Christen und Heiden heute getrennt voneinander jeweils in einem eigenen Land leben und so gewiss sie sich durch vielerlei Kompromisse in Glaubensvorstellungen und Lebensweise einander angenähert haben, so wahr kann es heute nur darum gehen, das faktische Judentum, Christentum und Heidentum in jedem einzelnen von uns selbst zu erkennen und voneinander zu unterscheiden. Gottes Geist allein kann bewirken, dass wir, solange diese Welt währt, nach Möglichkeit dem Geist der Feindschaft absagen und versuchen, das Böse durch Gutes im Geiste der Versöhnung zu überwinden.

H. Treblin

Apostolikum heute

Folgendes nicht dem Zeitgeist angepasste, sondern den Zeitgeist mit der Friedensbotschaft Jesu konfrontierende Glaubensbekenntnis druckte das Deutsche Pfarrerberblatt in Heft 1, Januar 1999, S. 22-23 ab:

Wir setzen unser Vertrauen auf Gott,
den allmächtigen und barmherzigen Vater,
den Schöpfer des Himmels und der Erde,
dessen vergebende und befreiende Liebe
zu uns gottlos-lieblosen Geschöpfen
uns der Jude Jesus von Nazareth,
unehelicher Sohn einer Frau namens Maria,
erfüllt vom Geiste des lebendigen Gottes bezeugt hat,
indem er es auf sich nahm,
als Bruder und Freund der Erniedrigten und Verachteten
selbst ein Opfer der Herrschenden dieser Welt
und so ein Zeuge und Ebenbild der Liebe Gottes zu sein.
Durch die völlige Hingabe seines Lebens
bis in den Tod am Kreuz von Golgatha
für uns gottlos-lieblose Menschen
hat er die Menschen aller Völker und Religionen geladen,
wie er, der Kraft der göttlichen Liebe zu vertrauen
und als Friedensstifter im Dienste Gottes
getrost der Vollendung seines Friedenswerkes zu harren.
(Johannesevangelium 15, 6ff.)

Eine Einleitung zu diesem Text sowie mehrere Stellungnahmen aus dem Deutschen Pfarrerberblatt, Heft 3, März 1999, S. 162-164, finden sich im Sammelband von Helmut Schütz, [War Maria ein missbrauchtes Mädchen?](#), S. 76-82.

Auch der nachfolgende Aufsatz bezog sich auf den in diesem Buch abgedruckten Aufsatz von Helmut Schütz, „... Marie, die reine Magd“.

Jungfrauengeburt: Metapher oder historisches Faktum

von Heinrich Treblin, 1. Oktober 1998

1. Viele evangelische Christen nehmen heute daran Anstoß, dass sie im Gottesdienst die Formel „geboren von der Jungfrau Maria“ des Apostolikums als ihr persönliches Glaubensbekenntnis mitsprechen sollen. Es handelt sich dabei nicht um ein Ärgernis, das der „natürliche“ Mensch am Evangelium nimmt (1. Kor. 1), auch nicht um einen modern-rationalistischen Zweifel an der „Wahrheit“ biblischer Texte im Blick auf die mythologische Gestalt ihrer Sprache. Sie meinen vielmehr, dass das wahre Wunder der Gottessohnschaft des Juden Jesus von Nazareth angemessen nicht durch das Bild eines Gottes, der seine Allmacht durch besondere miraculöse Zeichen erweisen muss, bezeugt wird, sondern durch die Begegnung mit dem wirklichen Menschen Jesus, der, erfüllt vom Geiste Gottes, durch sein ganzheitliches Verhalten gegenüber den ärmsten Mitmenschen, denen er als Unehelich-Geborener von seinen Feinden als Verbrecher Hingerichteter mitleidend-glaubwürdig die Liebe des barmherzigen Gottes zu seinen treulosen Geschöpfen bezeugte.

2. Wir wissen heute, dass die biblischen Texte nicht wortwörtlich als „Gotteswort“ verstanden werden dürfen, sondern dass Menschen aus Fleisch und Blut, geprägt durch die Denkformen und Weltbilder ihrer jeweiligen Epoche und im Bewusstsein ihrer Unzulänglichkeit (als „irdene Gefäße“, „stückwerkhaft“) dennoch sich berufen wussten, als Werkzeuge des Geistes Gottes Zeugnis von ihrem Glauben an Jesus Christus, Sohn und Ebenbild des lebendigen Gottes abzulegen. Beides ist bei der Auslegung dieser Texte zu beachten: Dass das Wunder der in Jesus von Nazareth uns begegnenden göttlichen Zuwendung als solches nur von uns erfasst werden kann, sofern uns Gottes Geist dazu befähigt; dass wir dieses Wunder nicht verwechseln dürfen mit den menschlichen Versuchen, dieses Wunder mit menschlichen Worten zu beschreiben.

3. Wir wissen ferner, dass es sich bei den Berichten der Evangelisten und Apostel über ihre Begegnung mit der ihnen teils durch Augenzeugen, teils durch deren Schüler vermittelten Botschaft Jesu um kein Protokoll historischer Ereignisse handelt, sondern dass sie versuchten, ihren Zeitgenossen ihre Glaubenserfahrung unter Anknüpfung an deren jeweilige Sprache und Denkweise zu vermitteln. Daraus erklären sich die unterschiedlichen Weisen, in denen von Jesus geredet wird. Wie Paulus „den Juden ein Jude“ werden und den „Griechen ein Grieche“, so richteten sich auch die Evangelisten an unterschiedliche Hörer bzw. Leser. Wenn Juden Jesus als Sohn Gottes bezeugt wurde, so wurde das anders verstanden, als wenn Heiden, die ihre Herrscher und Helden als Gottessöhne zu ehren pflegten. Mit zunehmender zeitlicher Entfernung vom irdischen Leben Jesu stellte sich dann zudem eine Überfremdung der christlichen Gemeinde in Form einer Anpassung an heidnisch-hellenistische Religionen ein.

4. Wie steht's nun mit der „Jungfrauengeburt“? Paulus, 20 Jahre nach dem Tod Jesu, weiß davon nichts zu berichten. Für ihn ist Jesus als „Gottessohn“ erst als der Auferstandene eingesetzt. Über seine Herkunft „aus dem Geschlecht Davids dem Fleische nach“ weiß er nichts Wunderbares. Für Markus, den frühesten Evangelisten, hat Jesus bei seiner Taufe durch den Täufer Johannes Gottes Geist empfangen. Über die Kindheit Jesu war offenbar nichts Näheres oder Wunderbares bekannt. Wenn Lukas und Matthäus trotzdem ihre Evangelien mit den bekannten Geburtsgeschichten beginnen, so war das ein Versuch, die göttliche Vollmacht Jesu schon auf dessen wunderbare Geburt zurückzuführen. Bekannt war ihnen nur, dass Jesus als uneheliches Kind der Maria und eines unbekannten Vaters in Nazareth geboren und unter der Obhut seines Pflegevaters, des Zimmermanns Josef, aufgewachsen war. So füllten sie im Stile damaliger Königslegenden die Lücke durch die Legende von Jesu übernatürlicher Zeugung durch Gottes Geist (statt durch einen unbekannten menschlichen Vater), verlegten die Geburt unter Hinweis auf alttestamentliche Weissagungen nach Bethlehem und schmückten sie märchenhaft aus (Micha 5, 2; Jesaja 9, 6 u. a.). Das noch später entstandene Thomasevangelium steigert die Geschichte noch mehr ins Wunderbare: Das Kind Jesus formt Tontauben, klatscht in die Hände und lässt sie davonfliegen. Der Evangelist Johannes wiederum spricht mehr theologisch von Jesu „Präexistenz“.

5. Ob die damaligen Menschen in ihrer vorwissenschaftlich-naiven Denkweise solche Legenden als Berichte von historischen Fakten oder als Metaphern verstanden haben, ob sie tatsächlich an ein biologisches Mirakel glaubten oder darin nur den (unzulänglichen) Versuch sahen, Jesu Gottessohnschaft zu betonen, sei dahingestellt. Für uns moderne Christen, die durch das Evangelium von heidnisch-religiöser Überfremdung und infantilem Autoritätsglauben befreit worden sind, ist es jedenfalls leichter, damalige Versuche, Jesu wunderbare Vollmacht als Gottes Sohn und Ebenbild in menschlicher Sprache begreiflich zu machen, von dem wahren Wunder der in dem Juden Jesus erfolgten Zuwendung Gottes zu uns Sündern zu unterscheiden. Die altkirchlichen Theologen haben bekannt: Jesus sei vere Deus et vere homo, wahrer Gott und wahrer Mensch, beides ungetrennt, aber auch unvermischt. Wir fragen: wird bei dem Versuch, die Tatsache, dass der lebendige Gott sich diesen wirklichen Menschen Jesus als Werkzeug erwählt hat, um uns seine Liebe zu uns Sündern nahezubringen, solidarisch mit unserer Schwachheit und Erniedrigung durch unsere Mitmenschen (Er trug unsere Krankheit...) zusätzlich dadurch glaubhafter oder begreiflicher zu machen, dass der Mensch Jesus mit überirdischen Zügen ausgestattet wird? Steht dahinter nicht ein anderes Gottesbild, das Bild eines allmächtigen Gottes, wie wir ihn uns wünschen, eines Gottes nach unserem Bilde, groß und stark und alle Hindernisse überwindend? Wird hier nicht Jesu göttliche Vollmacht mit seiner Menschheit, die man mit überirdischen Zügen ausstattet, unerlaubterweise vermischt? Unter diesem Aspekt (dem wirklichen Ärgernis), dass Gott sich durch einen wirklichen Menschen (und keinen Halbgott) als liebender, mit-leidender Vater und Bruder offenbart, begrüße ich die seelsorgerlich erprobte These von H. Schütz.

Die politische Relevanz von Kreuz und Auferstehung

Artikel im „Deutschen Pfarrerberblatt“, April 1988, von Pfarrer i. R. Heinrich Treblin

Polarisierung in rechte und linke Christen

In zunehmendem Maße erleben wir seit einigen Jahren eine bedenkliche Polarisierung innerhalb unserer Kirche: treibt die einen die Sorge um das „Heil der Seelen“ um, liegt den anderen die Sorge um das „Wohl der Welt“ am Herzen. Wie die Schlagworte auch lauten mögen, die man sich gegenseitig vorhält, das „reine Wort Gottes“ hier, „tätige Nächstenliebe in der Nachfolge Jesu“ dort, immer greift man einen Aspekt der biblischen Botschaft heraus und reißt auseinander, was untrennbar zusammengehört und nur zusammen die heilsame Botschaft von Gottes Liebe zur Welt ausmacht.

Haben Evangelikale einerseits, Sozial- oder Polit-Theologen (oder wie man sich selbst oder die anderen etikettieren mag) vergessen, dass Paulus „Glaube, Hoffnung und Liebe“ stets in einem Atem nennt (1. Korintherbrief 13, 1 – Thessalonicherbrief)? Dass vor dem Missionsbefehl Matthäus 28 unüberhörbar Matthäus 25 mit der ganz konkreten Schilderung christlichen Tatzeugnisses steht? Haben uns die johanneischen Schriften nicht die Zusammengehörigkeit von Gottesliebe und Bruderliebe deutlich genug eingeschärft? Wir Älteren haben zwar noch nicht vergessen, wie auch unsere Lehrer und Väter um die Jahrhundertwende sich schon erbitterte Kämpfe lieferten, indem die „Orthodoxen“ oder „Positiven“ sich stärker auf den „Christus des Glaubens“, die „Liberalen“ mehr auf den „historischen Jesus“ beriefen, den einen die Dogmatik, den anderen die Ethik wichtiger war, und in vielen Gemeinden die einen lieber zum „konservativ-gläubigen“, die anderen zum „modern-weltöffneren“ Prediger in den Gottesdienst gingen. Aber wir begegneten doch immer wieder Theologen, die den Widersinn solcher Polarisierung aufzeigten (man denke an Martin Kähler!), und von einer Spaltung der Kirche, wie sie heute zu drohen scheint, war nicht die Rede. Am eindrucklichsten kam die Fragwürdigkeit jener Kirchenparteien ans Licht, als sich in der Bekennenden Kirche bisher „linke“ und „rechte“ Christen zu einem gemeinsamen Bekenntnis zu dem einen Herrn Jesus Christus zusammenfanden, während zugleich konfessionsbetonte lutherische Theologen gemeinsam mit frommen Gemeinschaftschristen und völkischen Liberalen dem „von Gott gesandten Führer“ zujubelten!

Es ist doch wohl ein Unterschied, ob sich „rechte“ und „linke“ Christen gegenseitig den Glauben absprechen und die Gemeinschaft in Christus kündigen, oder ob sie – eingedenk der Tatsache, dass der gemeinsame „Grund“ von Gott festgelegt ist – miteinander versuchen, auf diesem Grund ohne gegenseitige Verteufelung nach dem Maß ihrer Erkenntnis das bestmögliche Werk christlichen Zeugnisses für die Welt zu errichten, sich dabei gegenseitig korrigierend und das endgültige Urteil Gott überlassend (vgl. 1. Kor. 3, 11 ff.). In diesem Sinne darf man wohl auch etwa die Kontrover-

sen zwischen Männern wie Karl Barth und Rudolf Bultmann (denen meine Generation für Predigt und Seelsorge unendlich viel verdankt!) verstehen, die sich dann wiederum von Paul Tillich oder von Dorothee Sölle fragen lassen mussten, wieweit sie den (objektiv oder subjektiv beschriebenen) Glauben auch über den individuellen Aspekt hinaus auf seine universalgeschichtliche und sozial-politische Relevanz hin befragt und gewertet haben. Auch Jürgen Moltmanns jüngster Versuch, über Barths monarchisch-patriarchalisches Verständnis der „Herrschaft“ Gottes hinaus Gottes Herrsein als „Leidensgeschichte Gottes“ zu verstehen, ist eine solche kritische Weiterführung des innerkirchlichen Ringens um ein ganzheitliches Christuszeugnis: „Gott macht die Erfahrung des Leidens, des Todes und der Hölle. Er wird verwundbar, nimmt Leiden und Tod auf sich, um zu heilen, zu befreien und neues Leben zu schenken“ (Kirche in der Kraft des Geistes, S. 79f.). Hier ist mit der Hoffnung auf die Befreiung der Welt im Reiche Gottes und der leidenswilligen dienenden Liebe (Agape, Kreuz!) die paulinische Trias voll zur Geltung gebracht.

Jesus Christus: Zuspruch und Anspruch

Wenn ich recht sehe, ging es in den Jahrzehnten nach „Barmen“ darum, das Bekenntnis zu dem einen Herrn Jesus Christus als „Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden“ und „Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben“ in der neuen Situation im geteilten Deutschland konkret zu entfalten. Hierbei geschah es, dass – zum Teil in Anknüpfung an manche Vorkriegstradition – unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt und wiederum einzelne Aspekte der Christusbotschaft einseitig überbetont und auseinandergerissen wurden. Sei es, dass man sich dem Gemeindeaufbau oder der Liturgiereform, sei es, dass man sich stärker einem „politischen Gottesdienst“ in der Demokratie bzw. im Sozialismus zuwandte, allenthalben konnte man beobachten, wie schnell dabei „jeder das Seine“ für das allein Wesentliche hielt und darüber den Blick für das ebenso wichtige Zeugnis des anderen verlor. Man denke nur an das Gegeneinander von „Kirchentag“ und „Gemeindetag unter dem Wort“!

Als Hörer vieler Andachten und Predigten, als Leser unterschiedlichster theologischer Bücher und Zeitschriften (als Emeritus hat man dazu Zeit!) stelle ich immer wieder fest, wie seltsam verkürzt, um nicht zu sagen verkümmert und verzerrt einem die gute Botschaft da oft begegnet. Aus dem „Glauben“, der in der Liebe tätig ist, ist da allzuoft ein frommer Egoismus, nicht selten gepaart mit sehr unfromm-heidnischem Vertrauen auf politische Gewalt, oder eine selbstgerecht-ängstliche Buchstabengläubigkeit geworden. Von „Hoffnung“ und „Zukunft“ ist zwar in jeder zweiten Predigt die Rede, oft jedoch ohne Bezug auf den biblischen Inhalt unserer Hoffnung (à la Bloch's „Prinzip Hoffnung“) mehr auf die Erfüllung unserer Wünsche als auf das Kommen des in Christus angebrochenen Reiches Gottes gerichtet. Und ein wenig rührend-komisch mutet die „neue Zärtlichkeit“ an, die wohl – wie zuvor die Marx-Freud'sche Sozial- und Psycho-Technik in all ihren Spielarten – an die

Stelle der biblischen Agape getreten ist. Aber auch dort, wo die Kirchen – im Gefolge Wicherns und v. Kettlers – die Liebe dem Glauben zugesellt haben, in den Organisationen der Diakonie und Caritas, hat man öfters eher den Eindruck eines aus eigenem Überfluss gespendeten frommen Almosens zum Zwecke frommer Selbstbestätigung oder sozialer Schadensregulierung, als dass hier Menschen durch Selbsthingabe in der Nachfolge Jesu für die Umkehr aus Egoismus und Selbstbehauptung zum wahren „Leben für andere“ gewonnen werden sollen.

Der politisch Gekreuzigte und Auferstandene

Es ist die Absicht dieser Ausführungen, auf ein entscheidendes Versäumnis kirchlicher Verkündigung hinzuweisen und zu neuem Nachdenken darüber anzuregen, wie Glaube an Gottes Heilstat und Hoffnung auf Gottes Reich mit mitmenschlich-politischem Handeln (Agape!) vermittelt werden können, so dass der Glaube nicht isoliert zum frommen Gefühl im Herzen oder zum Gedankenspiel im Hirn verkümmert und andererseits das mitmenschlich-gesellschaftliche Verhalten des Christen nicht den rationalen Zweckmäßigkeiten heidnisch-gottlos-liebloser Selbstbehauptung dieser Welt preisgegeben wird. Um solche Vermittlung hat sich etwa Paul Tillich bemüht, als er in seiner „korrelativen Theologie“ Gottes Wort als Antwort auf menschliche Fragen und Nöte und christliches Handeln als (allerdings in dieser Welt noch fragmentarische und zweideutige) Manifestation des kommenden Gottesreiches zu begreifen suchte. Unter dem Aspekt der Hoffnung ging es hier vor allem um die Differenz zwischen vorläufigem und endgültigem Kommen des Herren.

Erst heute bahnt sich auch unter dem Aspekt der Agape eine ganzheitliche Sicht der religiösen und politischen Bedeutung des Evangeliums an. Wir werden dessen inne, dass uns im Herzstück der Christusbotschaft, im „Wort vom Kreuz“, in der Kunde von „Kreuz und Auferstehung Jesu Christi“ Gottes Heilstat an uns eben durch das mitmenschlich-politische Handeln Jesu in Konfrontation mit dem mörderisch-sündigen politischen Handeln der Menschen offenbart wird. Wir erkennen wieder, dass Gottes Liebe zur gottlosen Welt sich uns eben darin kundtut, dass der Sohn sich als Mensch unter Menschen den mit Gott und miteinander verfeindeten Menschen in uneingeschränkter Feindesliebe preisgibt, in einer Liebe, die nicht nur (wie bei Heiden und Juden) die Freunde, sondern gerade die Feinde, die Ausgestoßenen, die Unterprivilegierten aufsucht und sich mit ihnen solidarisiert. Zugleich erkennen wir, dass unser Zeugnis von Gottes Liebe nur dann Menschen erreicht und zu gleicher Liebe erwecken kann, wenn es in Teilhabe am Kreuz des Gottessohnes, in ganzheitlicher Nachfolge (*participatio*, nicht *imitatio*!) Jesu Christi die Gestalt politischer Feindesliebe annimmt. Jesus hat unmittelbar nach dem Petrusbekenntnis zum Gottessohn Jesus ausdrücklich auf diesen Zusammenhang zwischen seinem Kreuz und der Kreuzesnachfolge der Jünger hingewiesen. Wenn das NT von Kreuz spricht, meint es damit nicht jenes mit des Menschen Vergänglichkeit und Sünde gegebene Leiden (im Gesangbuch unter „Kreuz und Leid“ eingeordnet), also Krankheit, Not und Tod, die

es nach dem Vorbild Jesu geduldig zu ertragen gelte. Er meint auch nicht, wie man heutzutage oft hören kann, das politische Leid von Unterdrückung und Ausbeutung an sich.

Das Kreuz Jesu und seiner Jünger resultiert vielmehr aus dem bewusst provozierten und auf sich genommenen Konflikt zwischen dem sündig-heidnisch-politischen Verhalten der auf gewaltsame Selbstbehauptung setzenden Welt und der bis zuletzt durchgehaltenen Selbsthingabe aus Liebe zum Feind. Ans Kreuz schlugen die Römer alle, die gegen ihre brutal-gewaltsame Unterdrückung durch die Weltmacht Rom (pax romana!) aufbegehrten, weil sie sich von jenen potentiellen Aufrührern bedroht fühlten. Indem Jesus sich mit den Unterdrückten, den Opfern heidnisch-politischer Gewalt, solidarisierte und offen vor den Mächtigen für ihr Recht eintrat, wurde er selbst ein „Opfer“ politischer Gewalt. Aber eben so lässt sich der Opfertod des Gottessohnes und die Opferung des Sohnes durch den Vater aus Liebe zur Welt glaubwürdiger und verständlicher deuten als durch manche überkommene dogmatisch-theologische Theorie vom zornigen Gott, der Genugtuung für die Verletzung seiner Ehre verlangt und, die alttestamentlichen Kultopfer überbietend, seinen eigenen Sohn als stellvertretendes Opfer preisgibt. Jedenfalls wird der Zusammenhang von des Vaters, des Sohnes und der – durch deren Liebe zum Lieben befreiten – Menschen „Agape“ so für uns sozialgeschichtlich denkende Menschen von heute besser begreifbar. Am Kreuz wird die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, Gottes Liebe dankbar an die Mitmenschen weiterzustrahlen, durch Jesus, den neuen Adam und Anfänger einer neuen, von Sünde erlösten Menschheit, mitten in der sündigen Welt als Feindesliebe realisiert und damit aufgedeckt. Vom Kreuz her enthüllt sich für uns Ursprung und Ziel der Geschichte Gottes mit dem Menschen: unsere Berufung zur Proexistenz.

Auch die Auferstehung Jesu ist ein religiöser wie politischer Akt. „Christus ist dazu gestorben und auferstanden, dass er über Tote wie über Lebende Herr sei“ (Römerbrief 14), Herr nicht nur in der inneren Herzensgesinnung, sondern im mitmenschlich-politischen Handeln des Christen. „Herr“ freilich nicht in der Weise der gottlos-lieblosen Herren dieser Welt und ihrer auf gewaltsame Unterdrückung anderer setzenden Politik, sondern in der Weise, wie sie der ursprünglichen Bestimmung des Menschen und seiner nunmehr erfolgten Berufung zum Bürger des kommenden Gottesreiches entspricht: »ihr wisst, dass die Fürsten der Völker sie knechten und die Großen über sie Gewalt üben. Unter euch soll es nicht so sein, sondern wer unter euch groß sein will, sei euer Diener« und »Liebet eure Feinde!« (Matthäus 20, 25; 5, 44); „Überwinde das Böse durch das Gute!“ (Römerbrief 12, 2 1).

Die am Kreuz an Jesus durch Verleugnung, Verrat, Zweifel an seiner Sendung oder durch Mitwirken an seiner Hinrichtung schuldig Gewordenen, Freunde wie Feinde Jesu, erfahren zu Ostern die siegreiche Kraft seiner am Kreuz bewährten Liebe. Sie begegnen Jesus als dem Auferstandenen und Lebendigen aufs neue, aber nunmehr

durch ihn selber zum Glauben und Lieben erweckt. Schon mitten in dieser Welt dürfen sie Zeugen der Auferstehung sein: „Gebt euch selbst Gott hin als solche, die aus den Toten lebendig geworden sind, und eure Glieder zu Werkzeugen der Gerechtigkeit“ (Römerbrief 6ff.). Sie haben die Verheißung, „Frucht“ zu bringen und als Mitarbeiter Gottes andere aus der Knechtschaft der Sünde und Gewaltherrschaft zu befreien. Nicht jedoch ist jeder „Aufstand“ der Unterdrückten, jede Revolution schon „Auferstehung“ im biblischen Sinne, wie man heutzutage oft hört. Wie oft bringt eine gewaltsame Revolution nur neue Gewaltherrschaft mit sich (man denke an Stalinismus!). Echte Befreiung der Unterdrückten geschieht durch gewaltfreie Liebe und zielt auf ebensolches Leben als Liebe.

Im Erliegen siegen!

Was ergibt sich aus diesen Feststellungen für den Dienst der Kirche an der Welt? Jürgen Moltmann schreibt dazu: „Versteht die Kirche ihre Sendung im Rahmen der Sendung des Sohnes und des Heiligen Geistes vom Vater, dann versteht sie sich selbst auch im Rahmen der Geschichte Gottes mit der Welt und entdeckt in dieser Geschichte ihren Ort und ihre Funktion“, die „immer auch eine politische Funktion“ ist (a. a. O., S. 24 u. 28). Die von evangelikaler Seite oft gehörte Behauptung „Politik gehöre nicht auf die Kanzel“ ist nicht nur unbiblisch, sondern auch unaufrichtig. Denn Stillschweigen zu politischem Unrecht kann durchaus auch ein politischer Akt sein. Mit Recht klagen sich heute viele Christen an, zu den Judenmorden unter Hitler geschwiegen zu haben. Die Frage kann also nur lauten: Welche Politik gehört auf die Kanzel und welche nicht? Wie wir sahen, ist die Kirche gesandt, durch ihr Reden und Handeln christusgemäßes Verhalten (Feindesliebe) in einer Welt heidnisch-sündiger Unterdrückung und Ausbeutung der Schwächeren durch die Stärkeren mittels töten-der Gewalt zu bezeugen. Dazu Moltmann: „Das Evangelium sagt die Herrschaft Jahwes an. Sein Adressat sind die Gefangenen, Elenden, Armen, Gottverlassenen und Hoffnungslosen. In der Nähe der Gottesherrschaft wird möglich, was bis dahin unmöglich war. Die Fesseln binden nicht mehr. Den Reichen wird erst geholfen, wenn sie ihre Armut erkennen und sich in die Gemeinschaft der Armen, insbesondere derer, die sie mit Gewalt arm gemacht haben, begeben“ (a.a.O., S. 97). Es geht also dabei nicht nur um geistige Befreiung oder gar um die billige Vertröstung der Armen aufs Jenseits (Opium des Volkes). Christliche Solidarität mit den Armen und der Armen untereinander vermag durchaus zu äußerer Befreiung zu führen, auch und gerade, wenn es, zunächst Verfolgung und Kreuz erdulden galt. Israels Exodus aus Ägypten im alten Bund hat ebenso wie Jesu Beispiel, der „obwohl er reich war, um euretwillen arm wurde“ (2. Korintherbrief 8, 9) bis heute unzähligen Befreiungsbewegungen als ermutigendes Beispiel gedient. Andererseits müssen wir freilich bekennen, dass die realexistierenden Kirchen sich – besonders seit sie sich unter den Schutz des Staates begeben und durch Wohlverhalten dessen Gunst erkaufte, ja, das Pseudo-Recht gewaltsamer Lebenssicherung noch dazu theologisch sanktioniert ha-

ben (bis hin zu Luther und Barth samt Barmen V) – schwer taten, ihrer Sendung gerecht zu werden. Erst heute, da sich die selbstmörderischen Folgen solcher auch von Christen mitverantworteten weltweiten Unterdrückung der Schwachen zeigen, besinnt man sich hie und da auf den ureigensten Auftrag der Kirche, nämlich Anwalt der Armen und Mahnerin zu sozialer Gerechtigkeit, zu gewaltfreier Friedenssicherung durch Feindesliebe und rücksichtsvollem Umgang mit der Schöpfung (wie die jüngste ökumenische Losung lautet) zu sein. Wieweit sich die verfassten Kirchen allerdings dazu aufrufen werden, sich damit mit den Mächtigen in Staat und Wirtschaft anzulegen und den Konflikt bis zum Kreuz zu riskieren, ist die Frage. An dieser Stelle erhebt sich darüber hinaus überhaupt die grundlegende Frage: Wer ist denn die „Kirche“, von der die Bibel redet, und mit was für einer Größe haben wir es zu tun, wenn wir gewöhnlich von Kirche sprechen? Gilt nicht von der Kirche, was von jedem einzelnen Christen zu sagen ist, dass sie „gerecht und sündig zugleich“ (Luther) ist? Wo und wann Gottes Geist Menschen in (und außerhalb) der verfassten Kirchen dazu erweckt, als Jüngergemeinde Jesu ein ganzheitlich-gehorsames Christuszeugnis zu geben, da allein handeln diese als „christliche Kirche“, da kann die Welt die Stimme des guten Hirten vernehmen. Wo hingegen Mitglieder der verfassten Kirchen aus Blindheit, Unglauben, Leidensscheu oder Ungeduld sich der heidnisch-gewaltsamen Lebenssicherung der Welt anpassen oder weltflüchtig sich christusgemäßer politischer Verantwortung entziehen, da verleugnen sie ihre Zugehörigkeit zur Kirche Christi, da sind sie faktisch Nicht-Kirche, wie schon im alten Bund Israel immer wieder zum „Nicht-mein-Volk“ wurde. Es ist darum eine Illusion von den „Kirchen der Welt“ als solchen auf einem „Konzil des Friedens“ ein Wort zu erwarten, „das die Menschheit nicht überhören kann“ (C. F. v. Weizsäcker), wohl aber dürfen wir hoffen, dass Gott auch heute in der Kirche einzelne Christen dazu befreien kann, als Kirche Christi zu reden und zu handeln.

Solange die Sünde in der Welt herrscht, werden wir Christen immer wieder auch in Unchristentum zurückfallen und uns gegenseitig brüderlich zu vollem Gehorsam einzuladen haben. Wir werden es erleben, dass wir, sooft es uns geschenkt wird, das authentische biblische Zeugnis von Gottes Feindesliebe und sei es noch so „fragmentarisch“ laut werden zu lassen, wie in der Gesellschaft, so auch in den angepassten Kirchen als Minderheit verdächtigt, verfolgt und verketzert werden. Dieses Kreuz gilt es um des Heiles der Welt willen (darin auch ihr wahres Wohl besteht) geduldig zu tragen in der Gewissheit, dass Christen wie Zinzendorf wusste, gerade »im Erliegen siegen«, in der Hoffnung, dass das „Weizenkorn“ nur, wenn es „erstirbt, viele Frucht trägt“, weil unser Gott aus dem Tode Leben erwecken kann, schon hier und dereinst in Herrlichkeit.

Draußen vor dem Tor

(Quelle: Junge Kirche. Eine Zeitschrift europäischer Christen 12/85, S. 666-669)

Das Jahr 1985 sollte nicht vorübergehen, ohne dass wir auch in der „Jungen Kirche“ eines Mannes gedacht haben, der in diesem Jahre 80 Jahre alt geworden wäre, wenn er sich nicht frühzeitig in dem Dienst verzehrt hätte, den er als seine Lebensaufgabe begriff. Professor Dr. Werner Schmauch, Schüler des Breslauer Neutestamentlers Ernst Lohmeyer, in der Hitlerzeit in seiner Heimat Schlesien Pastor der Bekennenden Kirche und Ausbilder der illegalen jungen Theologen, im polnisch gewordenen Schlesien Mitglied der nunmehrigen Kirchenleitung, des Bruderrates, und Betreuer der verstörten, verarmten und schließlich ausgetriebenen deutschen Restgemeinden, in der DDR danach als Universitätslehrer in Berlin und Greifswald brüderlicher Freund und Berater seiner Studenten und darüber hinaus – schließlich als Mitbegründer und Vizepräsident der Prager Christlichen Friedenskonferenz – auf unzähligen Reisen über die Grenzen nach Ost und West während des damaligen Kalten Krieges Rufer zum Frieden in der Nachfolge des Friedensstifters Jesus Christus, hat uns ein Vermächtnis hinterlassen, das auch gerade in der heutigen Situation wegweisend sein könnte. (Die wichtigsten Schriften von Werner Schmauch sind zugänglich in der bei H. Reich, Hamburg, erschienenen „Ev. Zeitstimme“ Nr. 20: „Koexistenz? Proexistenz!“, jetzt im Eulenhofverlag Hardebek erhältlich. Daraus alle Zitate.)

Proexistenz – die Botschaft der Bergpredigt

Die 2. Barmer These, die er unzählige Male vor und nach 1945 ausgelegt hat, erkennen wir unschwer in der für ihn charakteristischen Formulierung von 1957 wieder: „Aus der selbstherrlichen Existenz befreit zur Proexistenz für den Anderen, für Erde und Welt“ existiert „die Jüngergemeinde nur im Vollzug dieses Gehorsams, in der Proexistenz, in der Überwindung der Welt durch Hingabe an sie.“ In Vorträgen, Schriften und Zeitungsartikeln hat er diese Botschaft von Jesu Einladung zur Proexistenz als die eigentliche Mitte und Absicht der Bergpredigt und der paulinischen wie Johanneischen Schriften Christen und Nichtchristen eingeschärft und vorgelebt. Unbeeindruckt von westlichen wie östlichen Ideologien, aber auch ohne Berührungsängste im Umgang mit Konservativen, Liberalen und Marxisten hat er Reich-Gottes-Erwartung mit Weltverantwortung verbunden: „So ist die Bergpredigt in Anspruch und Anspruch nichts anderes als das Evangelium vom kommenden Reich in seiner Konkretisierung auf das menschliche Dasein vor dem Ende der Welt.“ Allen Versuchen, die Bergpredigt mit ihren Forderungen „abzuschwächen, in ihrer Verbindlichkeit anzuzweifeln oder umzudeuten“, ihre Geltung nur für ein postmortales Jenseits oder eine rein religiöse Innerlichkeit der Gesinnung ohne konkrete Auswirkungen im Diesseits einzuschränken, ist er leidenschaftlich entgegengetreten: „Eine Gesinnungsethik verkennt das Wesentliche der Bergpredigt, ebenso wenig bietet die

Bergpredigt bloße Ratschläge für Christen höherer Ordnung und ist selbst kein bloßer Sündenspiegel. Es ist im Sinne des Matthäus kaum daran zu deuten, daß die Lehre der Bergpredigt getan werden will.“ Freilich nicht aus eigener Kraft und zur Erlangung des eigenen Heils; weder kann sich ein frommer Egoismus auf sie berufen noch ein illusionärer Weltverbesserungsaktivismus.

Das neue Gebot der Feindesliebe lässt sich der Welt in ihrer Sündengebundenheit auch nicht als allgemeinverbindliches Gesetz aufnötigen. Das Tun der Worte Jesu ist vielmehr stets „Wunder des kommenden Himmelreiches, das nahe herbeigekommen ist“. Ganz klar sagt Schmauch: „Man kann nicht mit ihr (der Bergpredigt) die Welt regieren, aber Er (der eschatologische Freudenbote Jesus von Nazareth) regiert mir ihr, indem er durch sie Menschen in seine Nachfolge ruft.“

Die Jüngergemeinde als Kirche für die Welt

Dieses Wunder vollzieht sich, wo Gott Menschen durch sein Wort als „eschatologische Jüngergemeinde“, als lebendige, sich zu ihrem Herrn bekennende und mit ihm sich für die Welt verantwortlich wissende Gemeinde von Brüdern (wie Schmauch die *ecclesia* im Gegensatz zur „Scheinkirche“ in immer neuen Worten definiert) versammelt. Ähnlich wie Bonhoeffer hat auch Schmauch betont, dass Kirche Jesu Christi nur dann ihren Namen zu Recht trägt, wenn sie wie ihr Herr, dessen Leib sie ist, „Kirche für die Welt“ ist. So hat er auch als akademischer Lehrer nie Theologie als abstrakt-selbstgenügsame Wissenschaft im Elfenbeinturm getrieben, sondern stets in lebendigem Bezug zu den großen und kleinen Fragen des politischen Alltags, in dem er und seine Hörer lebten. Und er ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass solche Zuwendung zur Welt stets als *metanoia*, als Umkehr und Abkehr von dem, was die Welt als Weg zum Heil und zum Frieden anzusehen pflegt, zu geschehen hat. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, mit manchen Bonhoeffer-Interpreten die Freiheit eines Christenmenschen als Freiheit zu beliebigem Tun und nach den in der Welt geltenden Regeln gewaltsamer Selbstsicherung im politischen Raum zu verstehen. Wohl ermöglicht „die im Evangelium angebotene Freiheit der Selbsthingabe an alle Menschen es dem Christen, mit allen Menschen zusammenzuarbeiten, die aus Erwägungen der Vernunft und mit politischen Mitteln nach dem Frieden streben“. Aber in dieser Zusammenarbeit werden Christen gerade ihre besondere Berufung nicht verleugnen, sondern als heilsames Zeugnis von der „besseren Gerechtigkeit“ Gottes sichtbar werden lassen, auch wo dies zum Konflikt mit den herrschenden Mächten und zu politischer und volkskirchlicher Verdächtigung führen sollte. Sie werden „ihre politische Verantwortung für den Frieden nur so wahrnehmen können, wie es der Art und Weise des Friedensstiftens, die ihnen ihr Herr aufgetragen hat, entspricht“. Sie werden sich, um glaubwürdig zu bleiben, „nicht auch nur den Anschein geben dürfen, dass sie für eine Front so optieren, dass darüber der Weg zu

dem Bruder auf der anderen Seite versperrt werden würde“. Da die Christen die Möglichkeit haben, auf alle Selbstsicherung zu verzichten,... werden sie auch heute bei den erstarrten Fronten ... immer wieder den Politikern raten, den ersten Schritt zur Verständigung zu tun, ohne auf die Initiative oder die Zustimmung der Beteiligten zu warten“.

Der prophetische Dienst der Gemeinde

Schmauch spricht hier – im Anschluss an 1. Kor. 14 – vom „prophetischen“ Dienst der Gemeinde. Christliche Prophetie „ist keine Schwärmerei. Sie ist auch keine Vorhersage von in dunkler Zukunft liegenden Ereignissen“. „Das prophetische Reden enthüllt nicht in erster Linie, was Gott getan hat bzw. tun wird, sondern was von Menschen aus zu tun ist.“ Es sind nicht die Geheimnisse Gottes, die die Prophetie aufdeckt, sondern die ganz konkrete Lage des Menschen und das in ihr notwendige Handeln. Es geht darin also nicht um die Fakten der Heilsgeschichte, auch nicht um das religiöse Verhältnis zu Gott, sondern um das ganzheitliche Zeugnis der Gemeinde in der Welt. „In der ihr aufgetragenen und gemeinsam geübten Prophetie tritt die Gemeinde als Gemeinde, und zwar als mündige Gemeinde, in Erscheinung und schließlich als eine Gemeinde, in deren gottesdienstlicher Versammlung die Ausgrenzung des Sakralen gegenüber dem Profanen überwunden ist und die ganze Weite menschlichen Daseins gerade auch in der gemeinsamen Bemühung um aktuelle Fragen neben der Liturgie ihren Platz hat.“

Weder der Glaube noch die Liebe vermögen freilich, „direkte und spezielle Weisungen“ für jede sich verändernde konkrete Lage zu geben. Darum bedient sich das prophetische Reden – im Gegensatz zum „Zungenreden“ – des Nous, der Ratio, des „klare Gedanken in verständlicher Form hervorbringenden Verstandes“, der im Hin und Her der Argumente im brüderlichen Gespräch kritisch prüft, was die Liebe jeweils zu tun gebietet. Solches „vernünftige“ Prüfen geschieht allerdings „nach Analogie des Glaubens“ (wie Schmauch nach Röm. 12, 6 bemerkt). Es sind „keinesfalls ‚Ermessensentscheidungen‘, die mit derselben Gültigkeit auch anders ausfallen könnten“, die Christen im politischen Bereich fällen, Für Christen bleibt die Entscheidung darüber, was jeweils „vernünftig“, „verantwortungsbewusst“ und „Recht“ ist, gebunden an die von Gott in der Proexistenz Jesu Christi für alle Menschen getroffenen Grundentscheidung. Christen trachten „zuerst nach dem Reich Gottes“. Sooft sie mit Nichtchristen zusammen um Frieden und Wohlergehen der Menschen bemüht sind, bleibt dies ihre erste Sorge, wissen sie doch, dass erst dann, wenn das Reich Gottes von allen anerkannt und Gottes Wille von allen getan wird, wirklich Friede einkehren kann. Weil Gott selbst diesen Tag herbeiführen kann, klagen sie nicht über die böse, blinde Welt, sondern bitten Gott in Solidarität mit allen Menschen um Vergebung unserer Schuld und Erkenntnis des wahren Weges zum Frieden für alle.

Draußen vor dem Tor

Eben weil es nicht in der Macht der Welt liegt, selber Frieden zu schaffen und auf die gottlos-lieblosen Praktiken gewaltsamer Selbstsicherung zu verzichten, darum bedarf die Welt des glaubwürdigen Zeugnisses der Gemeinde Jesu. Dieses Zeugnis wird aber nur eine Gemeinde zu geben vermögen, die ihrem Herrn auf seinem Wege zu folgen bereit ist. Es ist der Weg hinaus aus den trügerischen Festungen menschlicher Selbstsicherung und aus den Palästen vergänglichen Wohlstandes, der Weg zu den von der Gesellschaft der Besitzenden an den Rand Gedrängten, Ausgebeuteten und Ausgestoßenen und zu den als „Feinde“, von denen man sich bedroht fühlt, Bekämpften, den Jesus gegangen ist. Weil er sich ihnen in brüderliche Liebe zuwandte, ward er selbst ausgestoßen aus der Gesellschaft der Frommen und Starken. Es musste erst Ostern und Pfingsten werden, bis die Jünger erkannten, dass das Kreuz keine Niederlage, sondern der Sieg der Proexistenz Gottes und Jesu war, und bis auch sie diesen Weg – nicht klagend, sondern freudig und siegesgewiss – zu gehen gewürdigt wurden, als glaubwürdige Zeugen des kommenden Gottesreiches.

Es ist der Ton dieser „eschatologischen Freude“, der das ganze Werk Werner Schmauchs kennzeichnet. Schon mitten im Kirchenkampf während der Hitlerzeit konnte er in seiner vor der 12. altpreußischen Bekenntnissynode in Breslau 1943 gehaltenen Predigt über Hebr. 13 es „eine ganz besonders gnädige Führung unseres Gottes“ nennen, dass Gott „angefangen hat, uns die Sicherungen und Sicherheiten unseres Kirchentums zu zerschlagen! Staatskirche, Volkskirche, Pastorenkirche brechen zusammen, und wir werden ausgewiesen aus dem Lager – zu ihm draußen vor dem Tor. Dort draußen vor dem Tor ist der eigentliche Ort der Gemeinde.“ Und nach der Austreibung aus Schlesien 1947 vermag er – ohne Bitterkeit und Revanchegelüste zu sagen: „Was für ein Segen ist unserer Evangelischen Kirche von Schlesien erwachsen, die ostwärts der Oder/Neiße inmitten der totalen Katastrophe ohne finanzielle Hilfe des Staates, ohne staatliche Privilegien, ja, zum Teil ohne öffentlichen Rechtsschutz hat ihres Glaubens leben dürfen.“ Er hatte erfahren, dass eine Kirche, die den Schutz des Staates zur Sicherung ihrer Existenz begehrt, die Freiheit verliert, diesem das ärgerliche Wort vom Kreuz auszurichten; er hatte zugleich erfahren, wie „eine bekennende Gemeinde, klein an Zahl, diffamiert, ohne öffentliche Anerkennung, geschweige denn mit staatlicher Unterstützung, ohne Lebensraum ohnmächtig ist, doch so wirkend, dass auch ein Hitler darüber nicht zur Ruhe gekommen ist“, als vollmächtige Zeugin ihres Herrn gehört wurde. Unermüdlich rief er die Christen in der DDR auf, die neue Chance einer Freiheit von heillosen Bindungen in einer „Umkehr nach vorn“ wahrzunehmen und darüber zu wachen, „dass die Kirche mit nichts anderem regiert als mit dem machtlosen und gleichzeitig vollmächtigen Wort ihres Herrn“. Ist doch die Kirche als Jungergemeinde Jesu die „einzige Größe in der Welt“, die „es sich leisten kann, um ihres Auftrages willen sich ständig und überall

selbst zu opfern, ohne darum fürchten zu müssen, dass ihre Existenz dadurch gefährdet wird ... in einer durch nichts zu zerstörenden Gewissheit durch den, der bei ihr ist alle Tage bis an der Weit Ende“.

Diese innere Freiheit, erwachsen aus der Gewissheit des kommenden Gottesreiches, könnte auch uns heutigen Christen helfen, inmitten einer aus Angst vor den Ausgestoßenen, Ausgebeuteten und ihrer Rache hochgerüsteten und zum Holocaust an diesen „Feinden“ entschlossenen Gesellschaft solidarisch mit diesen „geringsten Brüdern“ Christi zu werden und dabei zu riskieren, dass man uns hinausweist aus dem Lager der „guten Gesellschaft“ und der mit ihr verbündeten Kirchen. Lassen wir uns von Werner Schmauch sagen: „Dort draußen vor dem Tor ist der eigentliche Ort der Gemeinde Jesu Christi.“

Pfarrer i. R. H. Treblin, Alzey

Umkehr zur Proexistenz

(Quelle: Deutsches Pfarrerberblatt, Heft 7, Juli 1985, S. 316-319)

Das Vermächtnis Werner Schmauchs als Wegweisung heute

In diesem Jahr wäre ein Mann 80 Jahre alt geworden, dessen Leben und Wirken man unter dem von ihm gefundenen Begriff der „Proexistenz“ zusammenfassen könnte. Die Rede ist von dem schlesischen Pastor der bekennenden Kirche und späteren Greifswalder Universitätsprofessor D. Werner Schmauch. Als Schüler des Neutestamentlers Ernst Lohmeyer (dessen Nachlass er betreut hat) und ebenso entscheidend geprägt durch Karl Barth und die „Barmer Theologische Erklärung“ (die er immer wieder ausgelegt hat) gab er nach 1933 die angestrebte Hochschullaufbahn dran, weil es ihm wichtiger erschien, die illegalen Theologiestudenten auszubilden. Mit dem Bruderrat blieb er im polnisch gewordenen Schlesien und versorgte unter schwierigsten Umständen als Dekan für Niederschlesien die verbliebenen Restgemeinden, denen er auch während und nach der Austreibung aus der Heimat brüderlich-seelsorgerlich nahe blieb. Erst 1950 war es ihm möglich, in der DDR als akademischer Lehrer tätig zu werden. Aber auch hier lehrte und forschte er nicht im Elfenbeinturm abstrakter Theologie, sondern bezog die menschliche und politische Situation seiner Hörer stets in die Auslegung der evangelischen Botschaft mit ein. Wie er ohne Rücksicht auf seine körperliche Schwachheit in der Nazizeit Gefängnishaft und nach 1945 Schikanen polnischer Behörden auf sich genommen hatte, so verzehrte er sich auch jetzt in diesem „prophetischen“ Dienst an den weithin verstört-ratlosen Menschen dieser Tage. Er scheute keine Reise auch über die Grenzen, wenn man ihn zu Predigten und Vorträgen rief, zeigte durch sein eigenes Beispiel, dass Gottes Wort geographische und ideologische Schranken überwindet. In Ost und West hat er ohne Berührungsängste mit Liberalen wie mit Marxisten gesprochen und besonders die Kirchen davor gewarnt, ihre eigene Existenz durch Anpassung an staatliche Mächte sichern zu wollen, statt als „eschatologische Jüngergemeinde Jesu“ im Blick auf das kommende Gottesreich ganz für alle Menschen da zu sein. Die Bindung an Christus allein gab ihm die Freiheit, seine theologische Existenz als Proexistenz für die Welt in Wort und Tat zu verstehen. In diesem Sinne war er auch als Vizepräsident der Prager Friedenskonferenz tätig, bis ihn 1964 ein früher Tod abrief.

In einem Augenblick, da die Christenheit in unserem Lande angesichts erneuter Polarisierung von „Rechten“ und „Linken“, Konservativen und Progressiven, Liberalen und Sozialisten zunehmend stärkerer Verunsicherung ausgesetzt ist, da längst überwundene konfessionelle Fronten zwischen reformiert und lutherisch sich wieder verhärten, da Evangelikale zu einem neuen Kirchenkampf aufrufen, könnte die Beschäftigung mit Werner Schmauch eine große Hilfe sein (die wichtigsten Schriften Werner Schmauchs sind unter dem Titel „Koexistenz? Proexistenz!“ erschienen bei

H. Reich-Hamburg, jetzt Eulendorf-Verlag Hardebek. Hier zitiert als KoP). Hat er doch schon damals gezeigt, wie für den, der die biblische Botschaft ernstnimmt, Christusbotschaft und Weltverantwortung (um die beiden Schlagworte unserer Tage zu nennen) untrennbar zusammengehören. Für einen selbstgenügsamen Heilsegoismus, der die Welt sich selber (und den Mächten des Bösen) überlässt, bietet das Neue Testament ebensowenig eine Rechtfertigung wie für einen selbstherrlichen Weltverbesserungsaktivismus. sei es liberal-demokratischer, sei es sozialistischer Prägung, dem es auch nur um die Erhaltung und Sicherung der eigenen privaten oder kollektiven Existenz geht. Weil Gott in Jesus Christus die Welt geliebt und durch Hingabe seines Sohnes die Welt erlöst hat, kann es der Kirche als der Jüngergemeinde Jesu nicht darum gehen, das eigene Leben zu erhalten, sondern es zum Heil und Wohl der Welt in uneingeschränkter Liebe zu allen hinzugeben. Weder Weltflucht (zu der die Evangelikalen neigen) noch Anpassung an die Praktiken der Welt und ihre Versuche, auch mittels tötender Gewalt Leben und Frieden zu sichern (was Lutheraner und Reformierte mit ihrer Zweireichemoral dort, dem christokratischen Staatsverständnis hier praktizieren), sondern allein die Umkehr zu einem christusgemäßen Leben inmitten dieser Welt und in Aufgeschlossenheit für ihre Nöte und Sorgen vermag ihr wirklich zu helfen.

Gottes Reich als Horizont menschlichen Handelns

In Anknüpfung an die Einsichten Werner Schmauchs sei nun versucht, die Bedeutung der Proexistenz als Schlüssel für eine ganzheitliche Bezeugung der biblischen Botschaft in dieser Welt aufzuzeigen. Die Auseinanderreißung von Glauben und politischem Handeln, die für die gegenwärtige kirchlich-theologische Auseinandersetzung charakteristisch ist, hat nicht zuletzt darin ihre Ursache, dass beide Gesprächspartner meinen, der andere vernachlässige eine wesentliche Dimension christlicher Existenz, entweder den „Frieden mit Gott“ oder den „Frieden auf Erden“. In der Tat führt ja auch der Eindruck eines solchen Defizits beim andern oft genug dazu, nun selber eine Seite der Botschaft einseitig überzubetonen und der anderen zu wenig oder gar keine Beachtung zu schenken. Liest man etwa die jüngste Literatur zur „Theologie der Befreiung“ mit den gegenseitigen Vorwürfen, hier werde die „Tagesordnung der Welt“ an die Stelle der Botschaft vorn Reiche Gottes gesetzt oder dort gehe ein selbstgerechter Klerikalismus unbarmherzig an den Nöten einer unmenschlich unterdrückten Welt vorüber oder beteilige sich sogar selber an solcher Unterdrückung, wird schlagartig klar, was wir meinen. Beispiele ähnlichen gegenseitigen Missverstehens aus Misstrauen und beideseitig-trutziger Versteifung liefert die Kirchengeschichte in Fülle – bis hin zu der Kontroverse zwischen Barth und Bultmann, deren Widersinn zuerst ein Mann wie Dietrich Bonhoeffer durchschaute. Ähnlich wie er hat Werner Schmauch der komplexen, vielschichtig-vielseitigen Wirklichkeit

der durch Christus gewährten neuen Existenz standgehalten, ohne in einen supranaturalen Objektivismus oder einen weltimmanenten Subjektivismus zu verfallen.

Ähnlich wie Bonhoeffer hat Schmauch begriffen, dass das mit dem Anbruch des Gottesreiches uns angebotene Heil nur dann eine Wirklichkeit unseres Lebens wird, wenn es von uns nicht bloß betrachtet, passiv-untätig genossen und konsumiert wird, sondern mitten in den konkreten Verhältnissen, in denen wir leben, etwas verändert, zunächst uns selber, unser Verhalten zu anderen und dadurch auch deren Verhalten, sei es, dass sie sich durch uns zu einem neuen Leben einladen lassen, sei es, dass sie sich dagegen wehren. Gottes Reich will nicht als ferne, zukünftig-jenseitige Utopie quietistisch ersehnt, sondern als für uns schon hier und jetzt verbindliche Herrschaft Gottes anerkannt und angenommen werden. Gottes Wille soll an uns und durch uns geschehen auf Erden wie im Himmel. Gottes Liebe zur Welt, die sein Sohn Jesus Christus in seiner eigenen Liebe zu allen Menschen – als des Vaters Ebenbild – widergespiegelt und weitergegeben hat, findet darin ihr Ziel, dass Sünder wieder dankbar-gehorsame Söhne Gottes werden, die Gottes Wort nicht nur hören, sondern „tun“.

In diesem Sinne ist das Evangelium eine „handlungsorientierte“ Botschaft und realisiert sich in dem neuen, von Gottes Geist gewirkten Verhalten der Jüngergemeinde untereinander und gegenüber der Umwelt. Darin ist ein quietistischer Heilsegoismus ebenso ausgeschlossen wie eine gesetzliche Werkgerechtigkeit, bemerkt Schmauch. Hier geht es um die „gehorsame Anerkennung der Heilsbotschaft des Freudenboten, so gewiss sich in ihm die Metanoia auf die Königsherrschaft der Himmel hin vollzieht“ (KoP S. 58). Wohl steht die Vollendung des Reiches Gottes noch aus, aber ebenso gilt: „Das Königreich der Himmel ist genaht, bindet an Ihn, diese Bindung aber ist wirklich und wirksam im Tun seiner Lehre.“

Das neue Leben als Proexistenz

Die in der Anerkennung der in Jesus Christus nahegekommenen Gottesherrschaft sich ereignende Umkehr, Neuschöpfung, Wiedergeburt und Auferweckung aus dem Tod der Sünde hat die konkrete Gestalt der Proexistenz. Das neugeschenkte Leben ist „Leben für andere“, weil der Vater selbst sich in seinem Sohn und Ebenbild Jesus als „Gott für uns“ offenbart, der Sohn als Zeuge und Werkzeug dieser Proexistenz sein Leben für uns dahingegeben und dadurch uns aus unserem sündigen gottlos-lieblosen Egoismus zu einem „Leben für andere“ befreit hat. Die Verfehlung unserer ursprünglichen Bestimmung, als Gottes Söhne für die Welt dazusein, wird durch den „Erstgeborenen unter allen Brüdern“ in der neuen (erneuerten) Schöpfung aufgehoben, wir werden „gleichgestaltet dem Bild seines Sohnes“ (Röm. 8, 29), wieder zu Menschen, wie sie der Schöpfer gewollt hat, „nach seinem Bilde geschaffen“. Schmauch weist in seiner Auslegung der Bergpredigt ausdrücklich auf die „Ver-

ankerung des Gebotes (der Feindesliebe) in Gottes eigenem Tun“ hin. „Die grenzenlose Güte des Vaters gegenüber seinen Geschöpfen, seinen Kindern, macht jeden anderen, auch den Feind, zum Bruder. Brüder hat man nicht auf Grund irgendwelcher Vorgegebenheiten. Brüder empfängt man in der Anerkennung der Lehre Jesu, dass der Vater seine Sonne aufgehen lässt über die Bösen und über die Guten“ (KoP S. 58f.). Nicht ein allgemeines „Prinzip der Mitmenschlichkeit“, sondern die in Jesu Hinwendung zur gottlos-lieblosen Welt uns widerfahrene Annahme des Sünders durch Gott, die einzigartige „Mitmenschlichkeit Gottes“, ist es, die nun auch das Handeln der Jüngergemeinde in der Welt prägen will.

Via crucis – Prüfstein der Proexistenz

Solange das Reich Gottes nicht vollendet, d. h. die Herrschaft Gottes und damit die Geltung des Liebeswillens Gottes nicht von allen Menschen anerkannt und der alte Äon der Sünde nicht gänzlich überwunden ist, leben die Jünger Jesu, die ja nicht mehr „von der (Art der) Welt“ sind, sondern zum Reich Gottes gehören, in der Welt in einem ständigen Konflikt: Einerseits sind sie täglich von der Versuchung bedroht, selber rückfällig zu werden, und sind, sofern sie dieser Versuchung erliegen, immer wieder auf Gottes vergebende und erneuernde Gnade angewiesen; andererseits werden sie von der Welt als Fremdkörper gehasst und verfolgt. Mit der Welt bekennen sie sich schuldig am Kreuzestode Jesu, als die Kinder des Reiches hingegen dürfen sie auf der via crucis mit Christus leiden und durch solches Zeugnis der leidensbereiten Liebe andere zu gleicher Proexistenz einladen.

Man hat in der Kirche das Kreuz zumeist lediglich als Zeichen der Versöhnung des Menschen mit Gott durch das Opfer seines Sohnes gedeutet, ohne auf die daraus folgende Befreiung des Menschen zur Kreuzesnachfolge einzugehen. Bestenfalls sah man im geduldigen Leiden und Sterben Jesu ein Vorbild für das eigene christliche Ausharren in „Kreuz und Leid“. Die wahre Bedeutung des Kreuzestodes Jesu kam hier überhaupt nicht in Sicht: dass Jesus in der Liebe auch und gerade zu seinen Feinden auf alle Selbstbehauptung verzichtete und so den Sieg der Proexistenz über alle Selbstliebe der Welt dokumentierte, zuerst auf Golgatha in seiner Person, sodann zu Ostern und Pfingsten in der Bevollmächtigung der Jüngergemeinde, ihm auf dem Wege der leidensbereiten Liebe nachzufolgen!

So hat man auch nie begriffen, dass Christusunachfolge eine durch und durch „politische“ Angelegenheit ist. Ans Kreuz geschlagen wurde Jesus ja nicht nur aus „religiösen“ Gründen, weil er eine andere Gottesvorstellung hatte als die für „Religion“ zuständigen Hohenpriester und Schriftgelehrten. Zum Zusammenstoß zwischen Jesus und den vereinigten Juden und Heiden kam es, weil Jesu Proexistenz mit den Unterdrückten und Unterprivilegierten seiner Zeit, seine Solidarität mit den kultisch Unreinen und politisch Unzuverlässigen von den um Erhaltung ihrer Macht besorgten

Herrschenden in Synagoge und Staat als Bedrohung empfunden wurde. Dass Jesus zu einer neuen „politischen“ Verhaltensweise, als sie in der Welt als normal galt, aufrief, nämlich durch Liebe zu den Feinden den Geist der Feindschaft zu überwinden anstatt durch tötende Gewalt und Vergeltung die Spirale von Hass und Gewalt zu verewigen, missverstanden die Machthaber als politischen Aufruhr. Aber auch von den Unterdrückten ward er nicht akzeptiert, weil sie – die Zeloten – nur von der gleichen Methode der Gewalt (diesmal „von unten“) wie ihre Unterdrücker effektive Hilfe erhofften. Die friedentiftende, sanftmütige Gewalt der Liebe, der nach der Bewährungsprobe des Kreuzes dort und dann, wo Gott es schenkt, und dereinst weltweit der Sieg verheißen ist, bleibt in den Augen der Welt ein Ärgernis und eine Torheit. Sie ist, wo sie geschieht, nie „menschlich sittliche Leistung“, sondern stets „ein Wunder des kommenden Himmelreiches“ (KoP S. 63) und kann darum von der Welt nicht gesetzlich eingefordert werden. Proexistenz als Zeugnis des neuen Lebens mit Christus ist stets Werk des Heiligen Geistes.

Die eschatologische Jüngergemeinde

Wo aber geschieht dieses „Wunder“, dass Menschen entgegen der Norm menschlicher Gesellschaft, das eigene Leben zu sichern, ihr Leben für andere aufopfern? Wer sind die Träger der Verheißung, als „Salz der Erde“ der Welt den Weg aus dem Unheil zum Heil, aus Unfrieden zum Frieden weisen zu dürfen? Ist es die „Kirche“, die sich der Gesellschaft als Institution zur Befriedigung der „religiösen“ Bedürfnisse empfiehlt, wie es der „Staat“ seinerseits als sein Privileg ansieht, die „politische“ Ordnung aufrechtzuerhalten?

Es gehört zu den wichtigsten Einsichten Werner Schmauchs, die ihm in Drangsal und Anfechtung des Kirchenkampfes der Hitlerzeit erwachsen sind und die sich dann in den ihrer bisherigen Privilegien beraubten Kirchen in Osteuropa und in der DDR bewährt haben, dass eine solche Kirche, die den Schutz des Staates zur Sicherung ihrer eigenen Existenz begehrt, ihre Freiheit, diesem das ärgerliche Wort vom Kreuz auszurichten, preisgegeben und ihre Salzkraft verloren hat. Zugleich erfuhr er, wie überall, wo sich „eine bekennende Gemeinde, klein an Zahl, diffamiert, ohne öffentliche Anerkennung, geschweige denn mit staatlicher Unterstützung, ohne Lebensraum, ohnmächtig und doch so wirkend, dass auch ein Hitler darüber nicht zur Ruhe gekommen ist“, sammelte, das Zeugnis dieser Kirche gehört wurde (KoP S. 34).

Diese Erfahrung hat ihn gelehrt, neu auf das zu achten, was das Neue Testament über die ecclesia sagt. Sie hat ihn davor bewahrt, hinfort so pauschal, undifferenziert und unqualifiziert das Wort „Kirche“ zu gebrauchen. wie es leider allgemein in unseren Kirchen üblich ist. So oft er von Kirche sprach, erläuterte er genau, was er damit meinte oder sprach überhaupt nur von der „Jüngergemeinde“, der „eschatologischen Gemeinde Jesu“, von der „bekennenden“, „mündigen“, sich für das Heil und den

Frieden der Welt verantwortlich wissenden „lebendigen Gemeinde des lebendigen Herrn“. Anders als die dem religiösen Egoismus und ihrer eigenen Existenz dienende „Scheinkirche“ kann sie „als einzige Größe in der Welt es sich leisten, um ihres Auftrages willen sich ständig und überall selbst zu opfern, ohne darum fürchten zu müssen, dass ihre Existenz dadurch gefährdet wird ... Zum Wesen der Kirche gehört ihre totale Ungesicherheit ... sie lebt zugleich in einer durch nichts zu zerstörenden Gewissheit durch den, der bei ihr ist alle Tage bis an der Welt Ende“ (KoP S. 33).

Es liegt auf der Hand, dass eine solche Kirche nicht eine statische Größe, eine dauernd vorhandene Institution oder Organisation mit getauften oder eingeschriebenen Mitgliedern und Funktionären sein kann. Die Jüngergemeinde wird vielmehr je und je von ihrem Herrn, dem sie im Zeugnis lebendiger Christen begegnet, zu lebendigem Glauben erweckt und zum Dienst an der Welt ausgesandt. Der Glaubende erkennt sie an den Zeichen lebendigen Gottesdienstes in Wortverkündigung, Sakramentsgemeinschaft, christusgemäßem Zusammenleben in Glauben, Hoffen und leidensbereiter Liebe, wie es Paulus beschrieben hat. Diese Zeichen und Merkmale lebendiger Kirche sind in den Amtskirchen zu rein formalen kultischen Handlungen verkümmert, an denen die Welt mehr und mehr gleichgültig vorübergeht.

Kann man die vorhandenen Kirchengebilde dennoch als „Kirche“ bezeichnen und in welchem Sinne konnte man es tun? Luther hat sich in der Schrift über den unfreien Willen einmal dazu geäußert: er unterscheidet die Kirche, zu der nach dem „Maßstab der Liebe“ alle (getauften) Menschen gehören, auch die Nichtglaubenden, und die eigentliche Kirche, zu der nach dem „Maßstab des Glaubens“ nur die wenigen zu zählen sind, die tatsächlich lebendigen Glauben haben. Ich verstehe dies so, dass die vorhandenen Kirchen als solche lediglich ein Stück „Welt“ sind (zuständig für den religiösen Sektor), zugleich aber, wie die ganze Welt, der ja Gottes Liebe und Zuwendung gilt, Missionsfeld und „potentielle“ Kirche, der die Umkehr noch bevorsteht. Wo und wann Gott es wirkt, entsteht in ihrer Mitte zugleich immer wieder lebendige Jüngergemeinde, dazu berufen, durch ihren Zeugendienst daran mitzuwirken, dass aus der Schein- und Welt-Kirche (Volks-, Amts-, Freikirche) soweit es Gott will, wirkliche, „praktizierende“ Kirche werde.

Weil Gottes Liebe allen Menschen gilt, darum kann es in der Kirche auch keine Exkommunikation, keine Aufkündigung der Bruderschaft geben. Christusgemäße „Kirchenzucht“ wird in nie aufhörendem gemeinsamen Ringen um das rechte Verständnis der Heilsbotschaft, in ständigem Dialog unter dem Wort versuchen, den anders Glaubenden und Lehrenden zu dem einen Herrn zu „ziehen“ und auch sich durch ihn zu Christus hin ziehen zu lassen. Wir alle sind ja nur „punktuell“ und „fragmentarisch“ rechte Christen und bedürfen wegen mannigfacher Glaubens- und Liebesdefizite der Zurechtweisung durch die Brüder.

Kirche für die Welt

Wie sieht nun der Dienst der Kirche an der Welt konkret aus? Halten wir zunächst fest, dass die „Welt“ sowohl die staatlich geordnete Gesellschaft als auch die Kirche als „religiöse“ Institution oder Organisation, sofern sie nicht lebendige praktizierende Jüngergemeinde ist, umfasst. In dieser religiös-politischen Welt lebt die Gemeinde Jesu als eine Gruppe, der durch Gott „frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen“ widerfahren ist (Barmen III). Sie vermag daher jeder Art von menschlicher Selbstbehauptung gegenüber Gott (religiös) und den Menschen (politisch) zu widerstehen. So ist sie frei zu positiver Hilfe für die Welt und vermag der in Sünde gefangenen und durch Sünde zerstörten Welt zu zeigen, wie auch sie wieder ihren Schöpfer, dem sie ja trotz ihrer Blindheit, ihre Existenz verdankt, ehren und so „Gottes Welt“ werden kann.

Der Dienst der Jüngergemeinde an der Welt besteht also darin, ihr die Augen für ihre Geschöpflichkeit zu öffnen und sie anzuleiten, Gottes Gaben recht zu gebrauchen, so dass sie nicht mehr „den Geschöpfen Anbetung und Verehrung statt dem Schöpfer“ darbringt (1. Gebot des Dekalogs) und nicht mehr „in verworfenem Sinn tue, was sich nicht geziemt, erfüllt von Ungerechtigkeit, Habsucht, Bosheit, Neid, Mord usw.“ (2. Tafel des Dekalogs) wie Paulus Röm. 1, 18ff. die Sündenverlorenheit beschreibt.

Wie verhält sich nun dieser Dienst der Gemeinde an der Welt zu den mannigfachen Versuchen der Welt, sich selber von ihren Schäden und Leiden zu befreien? Die zahlreichen Bemühungen um eine bessere, gerechtere soziale Ordnung, um einen „Rechtsstaat“, um mehr Freiheit für jedermann, um Frieden zwischen den Völkern sind ja nicht zu übersehen, ja, zum Teil wurden sie sogar außerhalb der Kirche, zum Teil gegen ihren Widerstand durchgesetzt. Verständlich, dass die Menschen, auch in der Kirche, dazu aufrufen, die Kirche solle sich diesen Selbsthilfemaßnahmen der Welt anschließen, sie legitimieren und selbst übernehmen. Gegenwärtig bietet die Auseinandersetzung um die „Theologie der Befreiung“ dafür ein Beispiel. Dabei fällt auf, dass in den Kirchen je nach parteipolitischer Gebundenheit oder Option gegensätzliche Standpunkte eingenommen werden. Die einen plädieren für eine Lösung nach dem „geltenden Recht“, auch wo es dazu dient, eine Diktatur aufrechtzuerhalten, die anderen unterstützen eine revolutionäre Änderung. Keine Seite sieht das Heil mit dem Neuen Testament darin, Unterdrückern wie Unterdrückten die Abkehr von Gewalt und die Hinkehr zu leidensbereiter brüderlicher Liebe zu empfehlen. Die auch von Jesus geübte Parteinahme für die Unterdrückten bedeutet ja nicht Parteinahme für deren Methoden, Jesus unterstützte nicht die Zeloten in ihrem bewaffneten Kampf. Er trat aber auch nicht auf die Seite der Herrschenden, erregte vielmehr deren Zorn, indem er für das Recht der Unterdrückten eintrat und bereit war, in Solidarität mit ihnen selber Verfolgung zu erleiden.

So war ja auch schon der heute vielfach bemühte „Exodus“ Israels aus Ägypten kein gewaltsamer Sklavenaufstand, sondern die Frucht der Einsicht des Mose, dass nicht das Totschlagen der Zwingherren, sondern das gewaltfreie Eintreten für die geschundenen Hebräer vor dem mächtigen Pharao im Vertrauen auf Jahwe allein die Befreiung seines Volkes bewirken könne. So schlug Jesus dem Petrus das Schwert aus der Hand und befreite Menschen durch sein Leiden und Sterben am Kreuz vom Geist der Selbstbehauptung und Feindschaft. So mahnte Paulus, um Christi willen in Ketten, den Sklavenhalter Philemon, seinen entlaufenen Sklaven Onesimus nunmehr als einen lieben Bruder aufzunehmen. Auch ganze „Strukturen“ der Gewalt und Ungerechtigkeit können, wann Gott will, durch Selbsthingabe einzelner geändert werden. Hat nicht der Tod Martin Luther Kings oder die Ermordung des Bischofs Romero in aller Welt mehr Gewissen und Sensibilität für die Unterdrückten in Nord- und Südamerika erweckt als die Aufstände der Schwarzen Panther und der Guerilleros! Keinesfalls ist es christlich, aus der sicheren Position westlicher Wohlstandsbürger von oben herab die christlichen Basisgemeinden in Lateinamerika oder schwarze Christen in Südafrika zu verdammen, wenn gequälte verzweifelte Menschen in ihren Reihen sich einmal dazu hinreißen lassen, die unmenschliche Gewalt ihrer „christlichen“ Unterdrücker mit gleichen Mitteln zu beantworten. Wo bleiben in den Reihen der Kritiker der „Theologie der Befreiung“ die Christen, die ihre ganze Existenz dafür einsetzen, um dem „armen Lazarus“ vor unserer Tür mit Wort und Tat beizustehen?

Werner Schmauch ist unter vollem Einsatz seiner Person und seines Prestiges niemals müde geworden, solche Proexistenz, solchen „prophetischen“ Dienst an der gottlos-lieblos-ratlosen Welt und Kirche unserer Zeit zu üben.

Dazu druckte das Deutsche Pfarrerblatt 7/1985 auf Seite 319 folgenden Text zur Bergpredigt Jesu von Werner Schmauch aus „Reich Gottes und menschliche Existenz nach der Bergpredigt“, Vortrag in Wuppertal 1957, in „Theolog. Existenz heute“ Heft 64, ab:

Kirche für die Welt

Die Bergpredigt ist nicht ethisches Gesetz unter einer höchsten Norm, sondern Botschaft des eschatologischen Freudenboten Jesu von Nazareth.

Man kann nicht mit ihr die Welt regieren, aber er regiert mit ihr, indem er durch sie Menschen in seine Nachfolge und damit in die Hinwendung (Metanoia) auf die kommende Gottesherrschaft ruft.

Im Gehorsam gegenüber diesem Ruf werden Menschen aus der selbstherrlichen Existenz befreit zur Proexistenz für den Anderen, für Erde und Welt.

Diese Existenz ist kein Status, sondern als konkrete Annahme des Evangeliums eschatologisches Ereignis.

Auch die Jüngergemeinde existiert nur im Vollzug dieses Gehorsams, in der Proexistenz, in der Überwindung der Welt durch Hingabe an sie. Ungehorsam bei Christen und Nichtchristen ist Zeichen der alten Welt, nicht aber Grund, die Botschaft zu begrenzen oder Lebensbereiche von ihr auszunehmen.

Die Botschaft des Herrn der Bergpredigt kennt nicht den Gegensatz von geistlich und weltlich, sondern trifft den Menschen ungeteilt.

Die Forderungen der Bergpredigt als konkrete Weisungen des eschatologischen Herrn sind weder abzuschwächen, noch in ihrer Verbindlichkeit anzuzweifeln, noch umzudeuten. Sie sind aber auch nicht ein Kodex, der das Verhalten nach allen Seiten kasuistisch regelt. Sie sind vielmehr Zeichen der eschatologischen Existenz, die unter dem Evangelium vom nahen Gottesreich möglich und wirklich wird.

Ihre Erfüllbarkeit ist das eschatologische Wunder und damit der Diskussion entzogen. Alles Versagen schließt nicht von dem Himmelreich aus, sondern weist an den Vater Jesu Christi, der die Schulden vergibt, wie auch wir vergeben unsern Schuldern.

So aber ist die Bergpredigt in Zuspruch und Anspruch nichts anderes als das Evangelium vom kommenden Reich in seiner Konkretisierung auf das menschliche Dasein vor dem Ende der Welt.

Werner Schmauch (1905-1964)

Politisches Christuszeugnis im Lichte von Römer 12 und 13

(Quelle: Deutsches Pfarrerblatt, Heft 4, April 1985, S. 158-160)

Jörg Rosche hat in seinem Beitrag „Eine christliche Ethik für Demokraten“ (Dt. Pfarrerblatt 1/1985) mutig ein heißes Eisen angepackt, nämlich die Frage, wieweit das Festhalten an der überkommenen „Zweireichelehre“ die Kirche noch immer daran hindert, ihren Auftrag gegenüber dem Staat in Treue zu ihrem Herrn unverkürzt und ohne Scheu wahrzunehmen. Insbesondere weist er darauf hin, wie eine falsche, den Gesamtzusammenhang außerachtlassende Auslegung von Röm. 13, 1-7 bis heute dahin führt, das Wort des Bergpredigers, den Paulus ja in Röm. 12 und 13 zu Worte kommen lässt, zu überhören und dessen Botschaft, das Wort vom Kreuz, zugunsten unbiblischer Vorstellungen vom Amt des Staates und der Pflicht christlicher Staatsbürger, geradezu in ihr Gegenteil zu verkehren. Indem man dem Staat ein „Mandat sui generis von Gott, für dessen Beurteilung dem Christen kein biblischer Maßstab mehr gegeben war“, zubilligte, verlor die Bergpredigt „jeden normativen Charakter für die öffentliche Ordnung“. Der alleinige „Maßstab christlichen Handelns“, nämlich „das Liebesgebot Jesu in der Form der Nächstenliebe und Feindesliebe“, das Paulus ja in Röm. 12/13 seiner Gemeinde einschärfen will und zwar nicht nur für den privaten Bereich – ist damit außer Geltung gesetzt. Rosche deutet ausdrücklich an, wie fatal sich dies im Hitlerreich (als viele sich trotz der erkannten Greuel des Nazistaates auf diese Obrigkeit verpflichtet fühlten), aber auch in unserer Demokratie (wo Minderheiten, die lebensbedrohenden Tendenzen im staatlichen Handeln widersprechen und gewaltfreien „Widerstand“ leisten, als Aufrührer verdächtigt werden) für die Glaubwürdigkeit einer „christlichen“ Kirche auswirken musste.

So neu und verblüffend Rosches Ausführungen über Röm. 13 für viele sein mögen, so dankbar werden andere, die seit Jahren über eine christusgemäße politische Ethik nachdenken und zu ähnlichen Erkenntnissen kamen, dafür sein, dass solches hier öffentlich verhandelt werden kann. Haben sich doch in langjährigen Gesprächen zwischen Angehörigen der „Historischen Friedenskirchen“ und der evangelischen Landeskirchen im Anschluss an die Puidouxkonferenzen¹ ebenfalls erhebliche Zweifel daran ergeben, ob die Aussagen der Reformatoren über den Gehorsam christlicher Untertanen gegenüber der staatlichen Obrigkeit vor der biblischen Botschaft bestehen können und ob nicht das Versagen der Kirchen etwa gegenüber dem Nationalsozialismus und die Ratlosigkeit unserer heutigen Kirchenleitungen in Fragen der

1 Näheres in: Fast-Fischinger-Treblin „Von der Volkskirche zur Friedensgemeinde“, 1968 bei Reich-Hamburg. Vgl. auch: Treblin „Agape, der Dienst der Kirche an der Welt“ 1961 bei Reich, sowie Treblin „Die törichte Weisheit vorn Kreuz – die politische Vernunft des Christen“ in „Kirche und Friede“ 1/1984 bei Church and Peace Butzbach 12.

Rüstung und des Kriegsdienstes in der mangelnden Bereitschaft zu wirklicher, ganzheitlicher Umkehr, zu der Christus die Seinen einlädt, seinen Grund hat. Die bedrückende Polarisierung zwischen Lutheranern und reformierten Barthianern, zwischen Evangelikalen und Liberalen, von manchen zu einem neuen Kirchenkampf hochstilisiert, sollte beide Seiten zu neuem gemeinsamem Hören auf das unverkürzte Evangelium veranlassen. Es ist ja nicht nur lutherische „Zweireichelehre“ mit ihrer Auseinanderreißung von Glauben und politischem Handeln, es ist ebenso die reformierte (Barth'sche) Einreichlehre von der „Königsherrschaft Jesu Christi“ mit ihrer Entsprechung von Christengemeinde und Bürgergemeinde, die in ihren Formulierungen neu überdacht werden sollte², da sich hier wie dort offenbar Wahrheitsmomente mit unbiblischen Gedankengängen verbunden haben (etwa konservativ-patriarchalische Vorstellungen der ostdeutschen Reformation mit ihrem Sündenfatalismus oder progressiv-demokratische der westlich-anglikanischen Reformation mit ihrem Fortschrittsoptimismus, beide aber der Anwendung von tötender Gewalt nicht abgeneigt), die sich gegenseitig hochschaukeln und verteufeln. Es sei nur an die Auseinandersetzungen im Anschluss an das reformierte Wort zur Abrüstung oder an die unterschiedliche Wertung der Barmer Theologischen Erklärung³ erinnert. Aber auch Anfragen wie die des katholischen Journalisten Franz Alt, der die Bergpredigt neu als Alternative zum „Rüstungswahn“ ins Gespräch gebracht hat, müssten die Christenheit nötigen, neu über ihren Auftrag in der Welt nachzudenken.

In aller Kürze sei hier angedeutet, in welcher Richtung dies geschehen könnte.

Das Evangelium ist die Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes in das Reich dieser Welt, angekündigt im Alten Bund, angebrochen im Reden und Handeln, Lieben und Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi, bezeugt durch Wort, Tat und Leiden der ihrem Herrn nachfolgenden Gemeinde, vollendet im noch ausstehenden Reich der Herrlichkeit.

Der Anbruch des Reiches Gottes beinhaltet für die Jüngergemeinde die Umkehr aus religiöser und politischer Selbstbehauptung und Selbstrechtfertigung zu vertrauensvoller, dienstbereiter Hingabe an Gott und zu einem daraus entspringenden „Leben für andere“ in Nächsten- und Feindesliebe.

Wie Jesus selber als einzigartiges „Ebenbild“ und als gehorsamer „Sohn“ des Vaters dessen Liebe zu seinen gottlos-lieblosen Geschöpfen in seiner vergehenden, Unrecht

2 Exemplarisch u. a.: Künneth „Der Christ als Staatsbürger“ 1984 bei Brockhaus-Wuppertal; Barth „Christengemeinde und Bürgergemeinde“ 1946 bei Kaiser-München; Schmauch/Ernst Wolf „Königsherrschaft Christi“ 1958 bei Kaiser; Gollwitzer „Befreiung zur Solidarität“ 1978 b. Kaiser.

3 Hierzu W. Huber „Folgen christlicher Freiheit“ 1983 Neukirchener Verlag.

erleidenden Liebe (Agape) widerspiegelte und weitergab und so Menschen aus ihrer Selbsthilfe erlöste, so dürfen Christen durch die Kraft des göttlichen Geistes schon mitten in dieser Welt als „Ebenbilder“ und „Söhne“ Gottes in aller Schwachheit („fragmentarisch“ sagt Tillich) auch durch ihr alternatives politisches Verhalten ihren Mitmenschen die „bessere Gerechtigkeit“ des Reiches Gottes bezeugen – als Bürger des kommenden Gottesreiches.

So wahr Christen immer wieder in Sünde fallen und der Vergebung und Erneuerung durch Gottes Geist bedürftig sind, so gewiss dürfen sie auf die am Kreuz und zu Ostern bekräftigte Zusage Gottes hoffen und immer wieder umkehren in den Dienst, zu dem sie in Christus berufen sind: „Salz der Erde“ zu sein. Die Tatsache, dass sie „Sünder und Gerechte zugleich“ sind, besagt nicht, dass sie nach Gottes Willen nunmehr sowohl sündigen und ihre Feinde töten, als auch sie lieben sollen, sondern dass sie ihre Sünde bekennen und um das Geschenk der Umkehr bitten sollen.

Das neue Leben in der Nachfolge (nicht im Sinne gesetzlicher Nachahmung, sondern der Teilhabe am Leibe) Christi steht im Gegensatz zu dem Verhalten des alten („natürlichen“) Menschen gegenüber Gott und den Mitmenschen, wie es die (Heiden-) Völker, aber auch die zum Teil in heidnische Praktiken zurückfallenden Juden (Opferkult, Gesetzesknechtschaft, tötende Gewalt gegen Feinde) kennzeichnet. Damit ist für Christen der Konflikt zwischen dem, was in dieser Welt als „Recht“, als „vernünftig“ und „verantwortlich“ gilt, und der neuen Ethik der Feindesliebe gegeben. Was als „Weisheit“ angesehen wird, nämlich die gewaltsame Sicherung des eigenen privaten und kollektiv-nationalen Lebens und Friedens, hat Jesus, das „Lamm Gottes“, durch die göttliche Weisheit des Kreuzes als „Torheit“ entlarvt (1. Kor. 1 u. 2). Weil die „Herrscher dieser Welt“ sich in ihren Sicherungsbemühungen bedroht fühlten, haben sie „den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt“ (2, 8), um eben damit um so ärger „zunichte zu werden“. Das Kreuz Christi als der Zusammenstoß zwischen der Feindesliebe Jesu und der Selbstliebe der Menschen ist nicht nur Bestätigung der Versöhnung mit Gott, sondern der siegreiche Angriff Gottes auf den lieblosen Umgang der Menschen miteinander. Wie sich das „Lamm Gottes“ als der „Löwe“ erweist (Offb. 5), so dürfen sich Christen „wie Schafe unter die Wölfe“ senden lassen in der getrosten Zuversicht, eben so auch „vor Statthaltern und Königen“ (Mt. 10) den Anbruch des Reiches Gottes anzukündigen und das Leben nicht zu verlieren, sondern zu finden.

Es geht also im Evangelium nicht bloß um die „religiöse“ Umkehr zu Gott (1. Gebot), sondern zugleich um die bürgerlich-politische Umkehr (2. Tafel des Dekalogs). Das Friedenstiften und die Feindesliebe von Mt. 5 bezieht sich nicht nur auf persönliche Feinde, sondern gilt ebenso im öffentlich-staatlichen Bereich. Christen laden durch eigenes alternatives politisches Verhalten Regierende und Regierte ein, ebenfalls zu einer anderen Politik umzukehren. Was Jesus Mt. 20, 25 allgemein sagt: „Ihr wisst,

dass die Fürsten der Völker sie knechten und die Großen über sie Gewalt üben. Unter euch soll es nicht so sein!“, das führt Paulus in seiner Auslegung der Bergpredigt Röm. 12 und 13 im einzelnen aus: „Vergeltet niemandem Böses mit Bösem ... überwinde das Böse mit Gutern!“ Christen sollen sich auch den staatlichen Machthabern „unterordnen“, nicht in duckmäuserischem Untertanengehorsam, wie die Heiden, sondern in der Freiheit der Söhne Gottes, die sich in dienender Liebe „einander unterordnen“ (1. Kor. 9, 19; Eph. 5, 21). So weisen sie Regierende wie Regierte auf die „bessere Gerechtigkeit“ Gottes und die stärkere Gewalt der leidensbereiten Herzen gewinnenden Liebe Jesu hin.

Sie sollen nicht wie die Zeloten die „Gewalt von oben“ durch blutige „Gewalt von unten“ bekämpfen, sondern den Teufelskreis der Vergeltung durch Verzicht auf tödende Gewalt durchbrechen. Das heißt aber nicht, dass sie durch Schweigen zu Gewalt und Unrecht oder gar durch Beteiligung an solchem Tun zu Komplizen der Herrschenden werden sollen, wie es in den späteren Staats- und Volks-Kirchen weithin der Fall war. Paulus idealisiert die Staatsmacht nicht als „Schöpfungsordnung“ oder als Hypostase à la Hegel, er sieht ganz nüchtern in den Regierenden Menschen, die in dem Kampf aller gegen alle um die Macht die Stärkeren geblieben sind und jeweils als „staatliche“ Obrigkeit gelten. Obwohl die Machthaber der Androhung und Ausübung tödender Gewalt ihr Amt verdanken, vermögen Christen auch in ihnen „Diener“ und Werkzeuge Gottes zu sehen, die trotz ihrer Sünde letztlich Gottes Zielen „für dich zum Guten“ dienen müssen, ohne ihr Wollen und Wissen, nur den Glaubenden erkennbar. Diener Gottes ist die heidnische Obrigkeit als „Rächerin zum Zorngericht für den, der Böses tut“ (13, 5). Gott gibt die Sünder ihrer eigenen Sünde preis, lässt sie die Folgen sündiger Gewalt erfahren, indem er (wie Luther sagt) „einen Buben durch den anderen straft“ und so dafür sorgt, dass sie sich gegenseitig in Schranken halten. In seiner Langmut erträgt, erleidet Gott die sündige Welt, erhöht hier den einen, dort erniedrigt er den anderen, und übt so sein „Regiment zur Linken“, um die Welt in einer gewissen (sehr labilen) Ordnung zu halten, bis sein Friedensreich anbricht.

Keinesfalls denkt Paulus hier an ein „Gebot“ Gottes (auch keine „Anordnung“, wie es noch in Barmen V heißt), durch Androhung und Ausübung tödender Gewalt zu regieren, wie ja auch Gen. 9, 6 „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird vergossen werden“, nicht (wie noch die Reformatoren meinten, vgl. Luthers klassische Obrigkeitsschrift von 1523) als Gottesgebot, sondern als Ankündigung des göttlichen Strafgerichts, als Fluch und Folge menschlicher Gottlosigkeit verstanden werden will. Auch Jesu Wort an Pilatus Joh. 19, 11 besagt nicht, dass dem römischen Statthalter seine Macht (exusia = Vollmacht) „von oben“ zum Töten gegeben ist, sondern dass er – wie jeder in seinem jeweiligen Stand – von Gott gesetzt ist, brüderlich-väterlich gerecht für seine Mitmenschen zu sorgen. (Wieweit das „Schwert“ Röm. 13

die tötende Gewalt oder die Justitia versinnbildlicht, wie Rosche meint, möge offen bleiben.)

Als Jünger Jesu können die Christen also auch der sie blutig verfolgenden Staatsgewalt „ohne Furcht“ gegenüberreten, ja, sogar mit ihr zum Wohle der Gesamtheit, ohne deren Komplizen zu werden, in genau beschriebener Weise zusammenarbeiten. Wo diese nämlich, wenn auch aus dem egoistischen Motiv, am Leben und an der Macht zu bleiben, gewisse Kompromisse und Zugeständnisse an ihre Gegner (innen- wie außenpolitisch) macht und partiell auf schrankenlosen Gewaltgebrauch verzichtet, da werden Christen sie ermuntern, in dieser Richtung weiterzuschreiten (Abrüstung, Humanisierung des Krieges, Verzicht auf Angriffskriege, Demokratisierung zugunsten der Minderheiten usw.), ohne dabei freilich die Notwendigkeit völliger Umkehr zu verschweigen. Sie werden loyal ihre Bürgerpflichten wie Steuerzahlen u. a. erfüllen, soweit dies mit dem Gebot Jesu vereinbar ist, für Unterprivilegierte eintreten, Hilfsbedürftigkeit unterstützen, wo die Gesellschaft dies versäumt, auch gewaltfrei gegen mörderische Waffen und lebenszerstörende Industrieanlagen und chemische Produkte protestieren. Sie werden alles tun, was ihnen die Liebe Jesu eingibt und was Bürgern des kommenden Gottesreiches gemäß ist. Sie werden dabei den Konflikt mit der Welt, die *via crucis*, nicht scheuen, mögen ihnen auch um die Intaktheit ihrer Institution besorgte Politiker und Kirchenmänner dringend davon abraten. Der Vorwurf, zu „politisieren“, könnte sie nur dann treffen, wenn sie in der Weise der Welt, also gewaltsam politischen Widerstand leisteten. Ihre Perspektive ist nicht ein taktisch-kurzfristiger Scheinfriede, sondern der „Friede, der höher ist als menschliche Vernunft“ (Phil. 4), das kommende Gottesreich, und dieses nicht als Quietiv und Vertröstung, sondern als „Motiv“ zu gehorsamer Nachfolge als der wahren „Weltverantwortung“. So schließt Paulus die Einladung zu politischer Feindesliebe: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber ist genaht. Darum lasset uns ablegen die Werke der Finsternis, anziehen aber die Waffen des Lichtes!“ Im Horizont dieser ständigen „Naherwartung“ vollzieht sich auch heute politisches Christuszeugnis.

Wie ist es aber trotz dieser klaren Aussagen zu jener Verwirrung und Verirrung der späteren Kirchen gekommen, die Franz Alt eine einzige „Geschichte der Verdrängung der Bergpredigt“ nennt? Es kann hier nur in Stichworten angedeutet werden, wie sich mit der Etablierung der christlichen Gemeinde als römische Staatskirche ein fataler Rückfall in heidnisch-jüdische Religiosität und politische Praxis anbahnte. Aus dem Gegeneinander von Gottesreich und Weltreich, von Feindesliebe und gewaltsamer Selbstbehauptung wurde nun die Arbeitsteilung zwischen Kirche und Staat, wobei die Kirche für den „religiösen“ Sektor zuständig war, der Staat sich aber um die politischen Angelegenheiten kümmerte, ohne allerdings in diesem Bereich die heidnischen Regeln tötender Gewaltanwendung abzutun. Die Folge war, dass die Christusbotschaft zu einer privaten Herzensgesinnung reduziert wurde, praktiziert im kul-

tischen Raum und im Kämmerlein, als Jenseitshoffung schließlich zu einem – im Grunde heidnischen – Heilsegoismus verkümmert. Als Staatsbürger aber war nun auch der Christ an die heidnische „Rechtsordnung“ der pax romana, auf tötender Gewalt basierend, gebunden. „Im Herzen Christ, als Bürger Heide“, das blieb bis heute in vielen Variationen der Grundsatz kirchlich-politischer Ethik.

Allein die „historischen Friedenskirchen“, die Taufgesinnten der Reformationszeit (nicht mit Müntzer und Münster zu verwechseln!) und die Quäker, haben, von den Kirchen verketzert und blutig verfolgt, gewaltfreien Widerstand gegen die Zumutung, das Gebot Christi zu verleugnen, geleistet. Ihr Opfer ist nicht vergeblich gewesen, wie das biblische „Weizenkorn“ hat es auch schon inmitten dieser Welt reiche Frucht getragen. Es wurde für viele Christen und christliche Gruppen ein Impuls, auch in den Kirchen das religiöse Ghetto zu verlassen und zu ganzheitlicher politischer Diakonie aufzurufen. Wenn heute in unseren Kirchen angesichts des drohenden atomaren Holocaust endlich auch über die Verantwortbarkeit weiterer Aufrüstung nachgedacht wird, so möge dies nicht nur aus Angst ums eigene Überleben geschehen, sondern zu wirklicher Umkehr, das heißt zu der Erkenntnis führen, dass sich tötende Gewalt von Anfang an nicht mit gehorsamem Christuszeugnis vereinbaren ließ.

Heinrich Treblin

Klassenkampf und Versöhnung

Kirchliches Friedenszeugnis im Klassenkampf ist konkrete und kritische Parteinahme für Opfer der weltweiten Ausbeutung und ihren gerechten Befreiungskampf. Das biblische Wort von der Versöhnung macht frei zum Eingeständnis der eigenen Schuld und zur Solidarität der Liebe.

Heinrich Treblin ist Pfarrer in Alzey. Er leitet die „Arbeitsgemeinschaft für ein christliches Friedenszeugnis“. Der vorliegende Beitrag ist ein Sonderdruck aus „Junge Kirche“ – Eine Zeitschrift europäischer Christen aus dem Jahr 1971, die sich besonders mit Fragen der Verantwortung der Christen für den Frieden befasst.

Laut „Frankfurter Rundschau“ vom 2. 12. 1970 erklärte der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Dietzfelbinger, nach einem Treffen zwischen Weltkirchenrat und dem Rat der EKD, bei dem es um das Antirassismusprogramm der Ökumene ging, vor der Presse: „Die Kirche müsse unter allen Umständen auf eine Versöhnung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten hinwirken.“ Der Generalsekretär des Weltkirchenrates, Eugen Blake, unterstrich dagegen „die Verpflichtung der Kirchen, sich mit den rassistisch Unterdrückten solidarisch zu erklären, die sich in revolutionären Bewegungen zusammenschließen“.

Diese gegensätzlichen Stellungnahmen werfen ein helles Licht auf die Unsicherheit, in der sich die Kirche heute befindet, wenn es gilt, in einer konkreten Situation das christliche Friedenszeugnis auszurichten. Es sei darum – über den aktuellen Anlass hinaus – gefragt: Welches ist eigentlich der Auftrag der Kirche angesichts der sozialen Ungerechtigkeit in der Welt?

Soll sie „auf Versöhnung zwischen Unterdrückten und Unterdrückern hinwirken“?

Oder soll sie „sich mit den Unterdrückten solidarisch erklären“ bis zur Bejahung der Revolution?

Oder darf sie sich gar nicht in solch eine falsche Alternative hineinmanövrieren lassen?

1. Der weltweite Klassenkampf

Die gegenwärtige Weltsituation ist dadurch gekennzeichnet, dass sich die „reichen“ und die „armen“ Völker immer stärker polarisieren und dass damit der seit Beginn des Industriezeitalters schwelende Klassenkampf eine unerhörte Ausweitung erfährt. Dieser Klassenkampf kann jederzeit aus regionalen innen- oder außenpolitischen Auseinandersetzungen in einen Weltbürgerkrieg umschlagen und zu einer Weltkatastrophe führen.

Es geht heute nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten um Rivalitätskämpfe zwischen verschiedenen Völkern oder Rassen, wie es auch schon im Klassenkampf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nicht mehr um die uralte Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Ständen ging.

Der moderne Klassenkampf hat einen qualitativ anderen Charakter, er ist radikaler, totaler, erbarmungsloser geworden. Die mit dem Industriezeitalter gegebene Anhäufung von Kapital und Verfügungsgewalt über die wirtschaftliche und politische Macht in den Händen weniger einerseits, die zunehmende Lohnabhängigkeit und politische Machtlosigkeit der Massen von Arbeitern und Angestellten andererseits sowie die Unfähigkeit der herrschenden Klasse, beim Festhalten am Prinzip der Profitmaximierung und Lohnminimierung allen Lohnabhängigen eine ausreichende Lebensmöglichkeit zu garantieren (man denke an das neuentstehende Proletariat in der Dritten Welt, aber auch an die wachsende „öffentliche“ Armut und die drohende Verpestung von Wasser und Luft in unserer Wohlstandsgesellschaft!), dies alles zwingt die Unterdrückten und Bedrohten zu einem Verzweiflungskampf auf Leben und Tod.

Das „Kommunistische Manifest“ hat das schon vor fast 125 Jahren ausgesprochen: „Die ganze Gesellschaft spaltete sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat ... Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier.“

Die herrschende Klasse hat von Anfang an versucht, die Selbstbefreiung des Proletariats zu verhindern –, man denke an das Assoziationsverbot für Arbeiter im vorigen Jahrhundert, an die Sozialistengesetze Bismarcks, aber auch an die Versuche, die russische Revolution schon nach 1917 durch militärische Intervention, nach 1945 durch die Einkreisungs- und Roll-back-Politik, durch den kalten Krieg, durch die Propagandathese, der Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus werde von allein verschwinden (Konvergenztheorie), zu ersticken.

Dazu gehört auch die Methode der „kosmetischen Reformen“, die den revolutionären Geist des Proletariats dämpfen soll, indem sie dem Arbeiter einen gewissen Anteil am Konsum gewährt. Das hat allerdings dahin geführt, dass die Arbeiter in manchen Ländern zu systemangepassten Kleinbürgern geworden sind, die sich nicht mehr kämpferisch für eine demokratisch-politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Menschen engagieren. Sie verzichten gegen das Linsengericht privater Bequemlichkeiten auf eigene Mitgestaltung der Gesellschaft und lassen zugleich die heutigen Proletarier der Dritten Welt, die Gastarbeiter im eigenen Land und andere unterprivilegierte Klassen ebenso im Stich, wie sie einst von der zur Bourgeoisie gewordenen Bürgerklasse links liegen gelassen wurden.

Der Klassenkampf in der Welt aber geht weiter, er hat sich nur verlagert, hat andere Formen und Dimensionen angenommen, ist vielleicht schwerer zu erkennen. Im Ringen um die Mitbestimmung in den Betrieben wie in den Befreiungsbewegungen der Dritten Welt ist er höchst virulent und straft die Behauptung interessierter Kreise, es gebe keinen Klassenkampf mehr, Lügen.

Es ist an der Zeit, dass auch die – weithin in bürgerlich-kleinbürgerlichem Denken befangene – Kirche in unserem Lande nüchtern erkennt, in welcher Welt sie lebt und welche Aufgabe ihr im weltweiten Klassenkampf zukommt.

2. Versöhnung oder Versöhnertum?

Was hat die Kirche bisher in dieser Situation getan? Welche Stellung hat sie in dem Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat bezogen? Wie hat sie ihr Friedenszeugnis ausgerichtet?

Die Antwort der Evangelischen Kirche in Deutschland auf die kommunistische Herausforderung von 1848 war die Gründung der „Inneren Mission“. Ihr Initiator, August H. Wichern, hat in seiner berühmten Rede auf dem Wittenberger Kirchentag und in der nachfolgenden Denkschrift bereits die Linie angegeben, die bis heute die kirchliche Haltung bestimmt hat.

Bei allem Erschrecken vor dem zunehmenden „Pauperismus“ der unteren Schichten hat die Kirche weder die tieferen ökonomisch-politischen Ursachen dieser Desintegration der Arbeiterklasse erkannt noch hat sie die Notwendigkeit gesehen, sie durch eine grundlegende Änderung der bestehenden Verhältnisse zu beheben. Man durchschaute weder die enge Verknüpfung von staatlicher Ordnung und Klassenherrschaft noch begriff man, welche Verheißung im Aufbruch der Arbeiterklasse zum Kampf für eine wirklich demokratische Gesellschaft, in der keiner von der wirtschaftlichen und politischen Mitverantwortung ausgeschlossen ist, lag.

Gebunden an eine patriarchalische Ordnung, in der es nur „oben“ und „unten“ gab, gewöhnt an die konstantinische Ehe von „Thron und Altar“, die der Kirche staatlichen Schutz gewährte und sie zur Sanktionierung der jeweiligen (im Kampf um die Macht siegreich gebliebenen) staatlichen Herrschaft verpflichtete, konnte sie in der Forderung, die ungerechte bestehende Ordnung zu ändern, nur eine Auflehnung gegen Gott und alle Grundlagen von Recht und Moral sehen. In verhängnisvoller Verkennung von Ursache und Folgeerscheinung bemerkte sie nicht, dass der „Atheismus“ der sozialistischen Arbeiterbewegung nur eine Reaktion auf die unchristlich-unbrüderliche Ausbeutung durch die „christliche“ Oberklasse war, sondern sah in ihm die letzte Ursache der Rebellion und die Rechtfertigung der eigenen gegenrevolutionären Aktionen.

So lautete die Antwort der Kirche auf die kommunistische Herausforderung damals wie später: vermehrte Predigt und organisierte Liebestätigkeit, um alle Getauften

aus dem unheilvollen materialistischen Streben nach irdischem Besitz zu Gottvertrauen und Opferbereitschaft zu führen. Man rief die aufsässigen Arbeiter auf, der Obrigkeit zu gehorchen, und erhoffte zuerst von der Rückkehr in die alte vorbürgerlich-feudalistisch-patriarchalische, später von der Eingliederung in die (inzwischen zum Siege gekommene) kapitalistisch-bürgerliche Gesellschaftsordnung eine Befriedung. In diesem Sinne sah es die Kirche als ihre Aufgabe an, die entzweiten Klassen miteinander zu „versöhnen“. (Wichern, der übrigens, das sei ihm zugestanden, in seiner Offenheit für die Nöte des Proletariats haushoch über seinen verständnislosen konservativen wie über seinen der sozialen Frage gegenüber völlig gleichgültigen liberalen Zeitgenossen stand, erhoffte sich von einer solchen Neubelebung der um Thron und Altar gescharten und geeinten Christenheit geradezu den Anbruch eines neuen Zeitalters.)

Ein solcher Versuch der Kirche, die Streitenden miteinander dadurch zu „versöhnen“, dass man beide Seiten gleichermaßen aufforderte, dem materialistischen Streben nach Besitz zu entsagen und, jeder in seinem Stande, ein einig Volk von Brüdern zu sein, konnte nur als Hohn auf die wirkliche Lage verstanden werden und musste völlig unwirksam bleiben. Ein so undifferenziert-abstrakt-unverbindlich-moralischer Appell an beide Seiten ohne Aufdeckung des konkreten Unrechts der Unterdrücker gegen die Unterdrückten war das Gegenteil einer christlichen Predigt des Wortes von der Versöhnung, war lieblos und pervers und in Wahrheit eine Parteinahme der Kirche für die Sache der Unterdrücker, für den Status quo. Die Arbeiterklasse konnte darin nur eine „versöhnlerische“ Vertuschung des im Gange befindlichen Klassenkampfes der Bourgeoisie gegen das Proletariat und einen Versuch der „Klassenkirche“, der kämpfenden Arbeiterklasse in den Arm zu fallen, also eine Waffe des Feindes im Klassenkampf sehen.

Das biblische Wort von der Versöhnung (das hat in unserer Zeit der Reichsbruderrat in seinem „Darmstädter Wort“ von 1947 deutlich, aber bis heute in der EKD kaum beachtet, ausgesprochen) hingegen macht frei zum Eingeständnis der eigenen Schuld und zur Solidarität der Liebe. Eine Kirche, die im weltweiten Klassenkampf „auf Versöhnung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten hinwirken“ will, müsste zuerst die eigene Mitschuld an der Unterdrückung der Proletarier durch die kapitalistische Bourgeoisie bekennen. Sie müsste die herrschende Klasse im „christlichen“ Westen ohne Scheu zur Buße rufen, nicht nur zu persönlich-privater christlicher Gesinnung und Opferbereitschaft, sondern zur grundlegenden Änderung ihrer politisch-ökonomischen Herrschaftsmethoden. Nur so gewänne sie das Ohr der Unterdrückten und könnte nun auch ihnen – glaubwürdig – das von Hass, Selbstsucht und gewalttätiger Vergeltung befreiende, zum geduldigen Kampf um volle Gleichberechtigung befähigende Wort von der Versöhnung sagen.

3. Kritische Solidarität mit den revolutionären Befreiungsbewegungen

Parteinahme der Kirche für die Unterdrückten kann freilich nicht bedeuten: blind-parteiisch alles gutheißen, was im Namen der Revolution und des Sozialismus geschieht. Parteinahme für die Unterdrückten kann nicht heißen, dass die Kirche bewaffnete revolutionäre Gewaltanwendung unterstützt. Die Kirche wird, gerade weil sie um die von Grund aus revolutionäre, alle Gewaltherrschaft verneinende und durch die gewaltfreie Gewalt der brüderlichen Liebe überwindende Botschaft von der Versöhnung weiß, vor allen Methoden, die vielleicht kurzfristig den Gegner schwächen oder ausschalten, auf lange Sicht aber nur die Sache der Revolution korrumpieren und der Gegenrevolution neuen Auftrieb geben, warnen. Die Kirche wird sich dabei freilich davor hüten müssen, besserwisserisch von oben herab bewaffnete revolutionäre Aktionen moralisch zu verdammen oder gar – wie es Luther noch im Bauernkrieg tat – nun ihrerseits die herrschenden Gewalten zu gegenrevolutionärem bewaffnetem Eingreifen zu ermuntern. Sie wird beide Seiten darauf hinweisen, dass „Sturm erntet, wer Wind sät“, dass Gewalt immer Gegengewalt erzeugt, und wird gleichzeitig an der Seite der Unterdrückten soziales Unrecht anprangern, ihm durch gewaltfreie Methoden (Streiks, Boykott, Protestmärsche) widerstehen und mithelfen, dass die Unterdrückten durch eigene Anstrengung wirtschaftlich und politisch unabhängig werden.

Besondere Probleme hat der Klassenkampf mit sich gebracht, seit das kämpfende Proletariat mit dem Sieg der russischen Oktoberrevolution eine staatliche Basis gewonnen hat. Der innenpolitische Klassenkampf ist nun zur außenpolitischen Auseinandersetzung zwischen „kapitalistischen“ und „sozialistischen“ Staaten und Staaten-gruppen geworden. Dies kompliziert eine gerechte Beurteilung der Kämpfenden durch die Kirche in unseren westlichen Ländern.

Gegenüber allen Verteufelungen des östlichen Kommunismus durch die westliche Propaganda wird die Kirche daran erinnern, dass die Entwicklung der – längst fälligen – sozialen Revolution in Russland zum „Stalinismus“ mit all seinen bedenklichen Erscheinungsformen (Militarismus, Polizeiterror, Abkapselung, Einschränkung der Informations-, Meinungs- und Konsumfreiheit) teils eine Folge der militärischen Einkreisung durch den kapitalistischen Westen, teils ein Erbe der zaristischen Vergangenheit und eine Hypothek historisch-kultureller Rückständigkeit des Ostens ist, die erst allmählich überwunden werden können. Dazu aber könnte und müsste eben der Westen durch Abbau des militanten Antikommunismus und der fortdauernden kapitalistischen Ausbeutung der ärmeren Länder mithelfen.

Ebenso könnte und müsste die Kirche zu einer Versöhnung der unterdrückten Völker und Klassen in der Dritten Welt mit den weißen Völkern dadurch beitragen, dass sie deutlicher als bisher den Kräften im eigenen Lande widersteht, die mit ihrem Profit-

denken auch die Entwicklungshilfe zum Instrument neokolonialistischer Herrschaft und Ausbeutung machen, statt weitsichtig und uneigennützig die Schwachen zu stärken und dahin zu führen, dass sie gleichberechtigte Partner in einer künftigen gesunden Weltgesellschaft werden.

Kirchliches Friedenszeugnis im weltweiten Klassen- und Rassenkampf kann nur konkrete, aber kritische Parteinahme für die Opfer einer weltweiten Ausbeutung und für ihren gerechten Befreiungskampf sein.

Heinrich Treblin

Friedensbekenntnis

In Gesprächen zwischen Gliedern evangelischer Landes- und Freikirchen ist folgendes Friedensbekenntnis entstanden, das wir hiermit allen Mitchristen zur Prüfung und Stellungnahme vorlegen.

1 Wir Menschen leben im Unfrieden miteinander; daran sind wir schuld, das ist unsere Not

Aus Angst um Leben, Ehre, Rechte und Besitz und aus Mangel an Vertrauen erfinden wir Sicherungen, die andere bedrohen, und werden sogar bereit, andere zu töten.

Ohne Überwindung von Angst und Selbstbehauptung gibt es keinen Frieden.

2 Jesus Christus bietet und gebietet allen Menschen Frieden

Die Gewissheit seiner den Tod überwindenden, neuschaffenden Liebe gibt uns die Kraft, auch unsere Feinde zu lieben, ihnen zu dienen und letztlich sogar für sie zu sterben.

Jesus von Nazareth hat der Feindschaft und Todesfurcht bis in den Tod widerstanden und seinen Mördern vergeben. Als der Auferstandene hilft er auch uns, dass wir Angst und Hass überwinden, auf jede Sicherung menschlichen Lebens auf Kosten des Lebens anderer verzichten und unseren Mitmenschen vorbehaltlos in Wort und Tat dienen können.

3 Wer sich zu Jesus Christus bekennt, ist Bote dieses Friedens

Das Bekenntnis zu Jesus Christus ist ein Bekenntnis zu der Macht der dienenden, vergebenden Liebe. Christen überwinden das Böse durch Gutes, erleiden lieber Unrecht, als dass sie es tun, und wirken allenthalben die Versöhnung.

Es vereinbart sich nicht mit dem Bekenntnis zu Jesus Christus, wenn einzelne Christen, Kirchen und Gemeinden sich in den Dienst nationaler, sozialer, rassischer oder konfessioneller Überheblichkeit stellen lassen, und schon gar nicht, wenn sie sich an Verleumdung, Hasserzeugung, Aufruhr, Krieg und Kriegsvorbereitung beteiligen.

Jeder Christ, jede Gemeinde und Kirche ist dazu gerufen, Schutzbefohlenen wie Feinden den Christusfrieden anzubieten und vor dem Streben nach gewaltsamen Sicherungen zu warnen.

4 Christen sollten in erster Linie selbst über alle Gegensätze und Grenzen hinweg Frieden miteinander halten

Es ist das Vorrecht der christlichen Gemeinde, trotz aller eigenen Schwächen, durch ihr Beispiel brüderlicher Gemeinschaft und gegenseitiger Vergebungsbereitschaft der Umwelt ein lebendiges Zeugnis von der Kraft des Christusfriedens zu geben.

Über alle Verschiedenheiten hinweg werden Christen einander achten, geduldig aufeinander hören und gemeinsam versuchen, im Gehorsam gegenüber dem einen Herrn das Trennende auszuräumen.

Der Christusfriede verpflichtet mehr als alles andere. Darum können Christen durch die Gemeinschaft des Blutes, der Geschichte und der Traditionen nicht gegeneinander verpflichtet werden.

5 Der Christusfriede führt zur Teilnahme an anderen Friedensbemühungen und bestimmt die Grenzen dieser Zusammenarbeit

Wo der Christusfriede bezeugt wird, kommt es jeweils auch zu politischer Zusammenarbeit mit Nichtchristen.

Christen helfen darum überall dort mit, wo man versucht, friedengefährdender Not und Verzweiflung durch rechtzeitige Hilfe vorzubeugen, Bildung und gegenseitige Verständigung der Menschen zu fördern, Verfolgten und Geächteten beizustehen, das Gewaltdenken abzubauen, den Gruppenegoismus in jeder Form innerlich zu überwinden und anstelle kriegerischer Auseinandersetzungen Wege der Entspannung zu gehen und Ordnungen des Ausgleichs zu finden.

Christen wissen wohl, dass man ohne den Glauben an Jesus Christus Unfrieden und Krieg nur eindämmen, nicht aber Selbstbehauptung, Angst und Misstrauen überwinden kann. Das Bekenntnis zum Christusfrieden bewahrt ihre Zusammenarbeit vor politischem Missbrauch und begründet den Widerspruch zu fremden Zielsetzungen. Es zwingt dazu, den Frieden für alle auch dort zu vertreten, wo andere nur Leben, Recht und Freiheit ihrer „Freunde“ schützen wollen und deswegen die Schädigung Ihrer „Feinde“ anstreben.

6 Die Bezeugung des Christusfriedens fordert die Scheidung der Geister heraus

Die Bekenner des Christusfriedens müssen auf Spott und Verfolgung, sogar auf Preisgabe durch Mitchristen gefasst sein.

Als Friedensstifter können sie von beiden Seiten missverstanden, als „Feindbegünstiger“ bekämpft oder als „Parteigänger“ in Anspruch genommen werden. Unbeirrt durch gute und böse Gerüchte achten sie darauf, dass sie wegen des Christusfriedens und nicht wegen eigener Schuld am Unfrieden verfolgt werden.

Auch wenn Leiden und Tod drohen, rufen sie einander aus allem Verleugnen und Verzagen immer wieder zurück zu Christus und seinem Frieden.

Heidelberg, 4. Januar 1965

Für die Arbeitsgemeinschaft für kirchliches Friedenszeugnis

Pfarrer Dietrich Fischinger, Unterweißach (Ev. Kirche Württemberg)

Berufsschullehrer Theo Glück, Lamprechtshof (Mennonit)

Marlin Miller, USA, zur Zeit Heidelberg (Mennonit)

Pfarrer Dr. Joh. Postma, Sembach (Mennonit)

Stud.-Rat Dr. Gerhard Schellenberg, Usingen (Mennonit)

Pfarrer Alexander Semmelrock, Frankfurt am Main (Ev. Kirche Hessen-Nassau)

Pfarrer Heinrich Treblin, Alzey (Ev. Kirche Hessen-Nassau)

Pfarrer Heiner Weitbrecht, Betzweiler (Ev. Kirche Württemberg)

Näheres über unsere Arbeit erfahren Sie aus: Treblin-Weitbrecht, „Christusbekenntnis – Friedenszeugnis“, 1963, Ev. Verlag Herbert Reich, Hamburg-Bergstedt.